

Erfolgsmodell Master

Offen für internationale Kooperationen und
individuelle Bildungsbiographien





* Lebenslanges Lernen

**Sehr geehrte Leserin,
sehr geehrter Leser!**

Bildung und Qualifikation sind zu Begriffen geworden, die in fast allen Politikbereichen eine bedeutsame Rolle spielen. Der „Weg in die Wissensgesellschaft“ ist – so abgegriffen dieses Schlagwort auch inzwischen klingen mag – ein Thema von essentieller Bedeutung: Davon, wie gut wir diesen Wandel bewerkstelligen, hängt unser künftiger Wohlstand in erheblichem Maße ab.

Die Hochschulen in Deutschland haben längst erkannt, welche Anforderungen das an sie stellt. Die vielen Veränderungen der vergangenen Jahre sind dafür ein unübersehbares Zeugnis. In diesem Magazin möchten wir uns auf einen Bereich konzentrieren, in dem an Universitäten und Fachhochschulen gleichermaßen Wegweisendes geleistet wurde: Es sind unzählige Masterstudiengänge entstanden, die für Studierende und für die Hochschulen selbst große Chancen bergen.

Viele Lehrende haben ihr Fach, haben das Curriculum ihrer Studiengänge neu durchdacht. In diesem Magazin begeben wir uns auf eine Rundreise durch Deutschland, um den vielen Ideen und Innovationen nachzuspüren. Auf den folgenden Seiten lernen wir beeindruckende Beispiele kennen – sowohl aus dem Bereich der konsekutiven Master, die direkt an ein Bachelor-Studium anschließen, als auch aus dem Bereich der weiterbildenden Master, deren Studierende schon erfolgreich im Berufsleben stehen.

Wir möchten drei unterschiedliche Aspekte beleuchten. Im ersten Teil des Magazins werfen wir einen Blick darauf, wie Hochschulen weiterbildende Masterprogramme in ihre Struktur integrieren. Im zweiten Teil legen wir unser Augenmerk auf Hochschulkooperationen im Masterbereich; sei es international, sei es interdisziplinär. Und im dritten Teil zeigen wir auf, wie innovative Masterprogramme dazu beitragen, dass Studierende in unterschiedlichen Lebenssituationen ein Bildungsangebot finden, das für sie genau passend ist.

Natürlich können wir in diesem Magazin nur einen Bruchteil der innovativen Konzepte vorstellen, die pars pro toto für die unzähligen gelungenen Studiengänge stehen, die an deutschen Hochschulen angeboten werden.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Streifzug durch die Hochschulen und eine anregende Lektüre!

Ihr



Professor Dr. Horst Hippler
Präsident der Hochschulrektorenkonferenz

Inhalt

03 Editorial

06 „Man braucht Mut, Ausdauer und Zuversicht“

Der Schweizer Weiterbildungs-Pionier Andreas Fischer im Interview über berufsbegleitende Studiengänge, neue Strukturen an den Hochschulen und unternehmerische Risiken

Chancen zur Profilbildung

12 Weiterbildung als integrale Aufgabe

Die Freiburger Universität will berufsbegleitende Masterstudiengänge zum umfassenden Angebot ausbauen

20 Ein passendes Angebot für jeden

In Oldenburg will die Universität Lust machen auf Weiterbildung. Dafür setzt sie auf den Bildungshunger der Interessenten

26 Die Public Private University

Eine staatliche Hochschule und ein privater Bildungsanbieter betreiben gemeinsam die Deutsche Universität für Weiterbildung

30 Inkubator mit Strahlkraft

Die Leuphana Universität Lüneburg nutzt als einzige Hochschule Mittel aus dem EU-Strukturfonds

34 Masterprogramme für die ganze Welt

Die Hochschule Bremen setzt mit ihrem Graduate Center auf ein internationales Publikum

38 Der Karriere-Master

Die Hector School ist Teil des Karlsruher Instituts für Technologie und richtet sich an Führungskräfte aus der Wirtschaft

40 Der Master als Wettbewerbsvorteil

Bislang war die Duale Hochschule Baden-Württemberg auf Bachelorstudiengänge spezialisiert. Jetzt expandiert sie im Bereich der Master

Chancen zur Brückenbildung

46 Internationalität inklusive

Die Universität Flensburg baut auf ihre Nähe zu Dänemark – in einem binationalen Wirtschaftsstudiengang

50 Helfen als Wissenschaft

Die Ruhr-Universität Bochum bereitet Studierende auf den humanitären Einsatz in Katastrophengebieten vor

54 Wissen für den Wandel

Der Master Global Change Ecology an der Universität Bayreuth ist Teil des bayerischen Elitenetzwerks

58 High-Tech im Wald

Die Fachhochschule Eberswalde macht aus der traditionsbewussten Forstwirtschaft ein international vernetztes Erfolgsmodell

60 Forschen im Weinberg

Die Bewerber für die Studiengänge in Geisenheim stammen aus aller Welt. In ihren Labors kommen sie den Geheimnissen des Weins auf die Spur

64 Die Polizei im Internet

Die Hochschule Albstadt-Sigmaringen rollt das Feld der Online-Sicherheit auf

Forschend lernen am Objekt

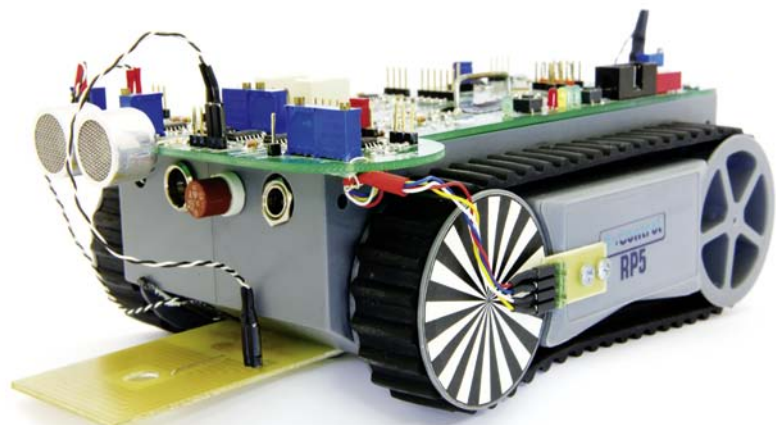




Foto: LESCKIT in Kooperation mit HECTOR School of Engineering & Management/KIT

Schon heute in der Zukunft
Karlsruher Studierende arbeiten
an einer 3-D-Präsentation

Chancen individualisierter Bildungsbiographien

70 Das individualisierte Studium

Mit der Didaktik für berufsbegleitende Studiengänge hat die FernUniversität in Hagen mehr als drei Jahrzehnte Erfahrung

74 Die andere Geschichte

An der Freien Universität Berlin werden Historiker auf Innovationen getrimmt

76 Die Versicherungs-Theoretiker

Der Executive Master of Insurance an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität ist ein berufsbegleitender Studiengang, in dem die Theorie im Vordergrund steht

78 Führung für die Schule

Die Universität Kaiserslautern bildet in einem spezialisierten Masterstudiengang künftige Schulleiter aus. Sie sollen später den Wandel im Bildungsbereich mitgestalten

80 Zwei Perspektiven auf die Kunst

In einer Kooperation der Universität Heidelberg mit der Pariser École du Louvre werden zwei Schulen der Kunstgeschichte vereint

Blickpunkt Studierende

25 Dr. Helen Schultz, Absolventin aus Freiburg
Als Zahnärztin wieder an die Uni

33 Elvia Gaida, Studentin in Lüneburg
Das Stipendium, von dem auch die regionale Wirtschaft profitiert

37 Mariann Karlstad und **Detrick Brown**, Studierende in Bremen
Getrieben von der Neugier auf Deutschland

49 Kim Plätz, Studentin in Flensburg
Forschung in der Grenzregion als Sprungbrett zur EU

53 Laura Puts, Studentin in Bochum
Der Berufsalltag? Wasserfilter herstellen, Ruinen aufräumen, Schulen bauen

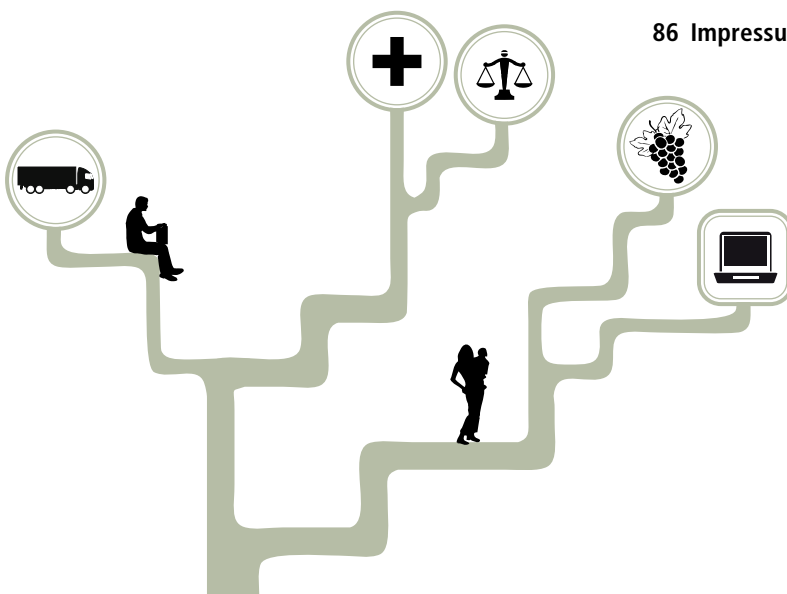
73 Thilo Rörtgen, Student in Hagen
Aus dem Plenarsaal zurück an die Universität

82 Deutsche Hochschulen auf dem Weg zum individualisierten Angebot

Eine Analyse von Dr. Peter A. Zervakis, Projektleiter nexus der HRK

84 Lexikalischer Teil

86 Impressum



„Um Weiterbildung zu etablieren, braucht man Mut, Zuversicht und Ausdauer“

Der Schweizer Andreas Fischer, Pionier der universitären Weiterbildung, im Gespräch über wissenschaftliche Standards, unternehmerische Risiken – und die Gründe für den Weiterbildungs-Boom in der Eidgenossenschaft

Herzlichen Glückwunsch, Herr Fischer! Ihre Schweizer Weiterbildungsstudiengänge sind so beliebt, dass viele ausländische Hochschulen von einem solchen Erfolg nur träumen können. Wie schaffen Sie das?

(lacht) Das ist nicht von heute auf morgen entstanden, sondern war ein kontinuierliches Wachstum. Sie dürfen nicht vergessen, dass wir das jetzt schon über 20 Jahre machen. Ich denke, dass bei den Schweizer Universitäten zwei Erfolgsfaktoren zusammenkommen: Zum einen ist das Angebot attraktiv und zum anderen gibt es eine große Nachfrage nach Weiterbildung auf Seiten der Arbeitswelt.

Und dann gibt es ja noch einen dritten Faktor – die gesellschaftliche Akzeptanz von Weiterbildung.

Sie haben Recht, es muss erstmal normal werden, dass man nach einigen Jahren oder auch Jahrzehnten im Beruf wieder an die Universität zurückgeht. Da hat uns sicherlich geholfen, dass das Thema Weiterbildung in der Schweiz im Rahmen einer großen Bundesinitiative gefördert worden ist. Das hat viel Aufmerksamkeit auf diesen Bereich gelenkt.

Das war schon im Jahr 1990, damals gab es in der Schweiz Fördermittel für den Aufbau von Weiterbildungsstrukturen an den Universitäten. Inzwischen sind die längst ausgelaufen – wie finanzieren Sie die Weiterbildung heute?

Wir haben ja schon 1990 gewusst, dass die Finanzierung irgendwann wegfällt, und konnten uns darauf vorbereiten. Ab 1996 gab es keine Mittel mehr für konkrete Studiengänge, die Förderung für die Weiterbildungsstellen ist dann 1999 eingestellt worden.

Glücklicherweise haben alle Universitäten beschlossen, den Weg weiterzugehen, nachdem die Weiterbildung mit vielen Mühen aufgebaut worden ist.

Wie rasch haben Sie es denn geschafft, kostendeckend zu arbeiten?

Ab 1996 mussten die Studiengänge mehr oder weniger kostendeckend sein, und das hat auch gut geklappt. Wir haben in der Zeit davor sukzessive die Preise für die Angebote erhöht, anders ging das ja gar nicht.

Trotzdem: In Deutschland gibt es häufig das Problem, dass manche Weiterbildungsstudiengänge einfach zu wenig nachgefragt sind, um die Kosten zu decken. Haben Sie damit keine Schwierigkeiten?

Man muss sich natürlich immer jedes Programm einzeln anschauen. Wir haben einige Angebote, die immer ausgebucht sind, beispielsweise viele Studiengänge im Bereich Management oder auch Weiterbildungen im Feld der Psychologie. Und natürlich gab es auch bei uns Studiengänge, die von vornherein nur auf ein oder zwei Durchführungen angelegt waren oder die kein ausreichendes Interesse fanden. Die sind dann wieder von der Bildfläche verschwunden.

Moment, es gibt in der Schweiz inzwischen ein paar Hundert Weiterbildungsstudiengänge. Sind die tatsächlich alle ausgebucht, oder experimentieren Sie damit, was ankommt und was nicht?

Nein, für reine Experimente sind die Entwicklungskosten für einen Masterstudiengang viel zu hoch.





Gipfelstürmer: Die Schweizer haben eines der ausgeklügeltsten Weiterbildungssysteme in Europa

Das Schweizer System

Alle Schweizer Universitäten bieten ein profiliertes Weiterbildungsprogramm an. Sie sind im landesweiten Verband SwissUni zusammengeschlossen, in dem sie ihre Erfahrungen austauschen und gemeinsame Projekte planen. Auf SwissUni geht auch die Standardisierung der Weiterbildungsabschlüsse zurück: Die Absolventen bekommen entweder einen Master of Advanced Studies (MAS), der 60 Kreditpunkte umfasst, ein Diploma of Advanced Studies (DAS mit 30 Kreditpunkten) oder ein Certificate of Advanced Studies (CAS mit 10 Kreditpunkten). Dadurch hat die Weiterbildung einen eigenständigen Status in der Ordnung der universitären Abschlüsse bekommen, zugleich ist die Vergleichbarkeit der Angebote gewährleistet. Die Nachfrage nach Weiterbildung ist bei allen Schweizer Universitäten groß; das Land gilt in dieser Hinsicht europaweit als Vorbild. Nach einer Studie gab es im Jahr 2010 in der Schweiz 320 weiterbildende Masterangebote, inzwischen ist die Zahl nach Schätzung von Experten auf etwa 400 angestiegen.

Die unterschiedlichen Angebote sind oft miteinander kompatibel. So kann ein CAS für ein DAS im gleichen Fach angerechnet werden und dieses Diplom wiederum für einen MAS. Die Weiterbildungs-Master allerdings berechtigen im Regelfall nicht zu einem Promotionsstudium.



Foto: © Universität Bern | Abt. Kommunikation

Die Universitätsbibliothek in Bern

Einfach mal auszuprobieren, das können wir uns nicht leisten. Es gibt im Prinzip zwei Wege, auf denen wir an einen neuen Studiengang herangehen. Der erste ist, dass wir klein beginnen und dann groß werden. Da bieten wir also erst einmal Zertifikatskurse an, die wir dann bei guter Nachfrage zu einem Master weiterentwickeln. Den zweiten Weg gehen wir dann, wenn wir von Beginn an einen Master anbieten möchten: In dem Fall muss man Bedarfsabklärungen machen, und das geht nur mit guten Kontakten im Feld. Wir sprechen mit Berufsorganisationen und Verbänden und fragen dort ganz offen: Hat der angedachte Studiengang Chancen, bei der Zielgruppe anzukommen?

Da klingen sehr viele betriebswirtschaftliche Aspekte durch, die im Hintergrund eine Rolle spielen. Sehen sich eigentlich die Universitäten gegenseitig als Konkurrenten? Es gibt ja in der Schweiz fast überall sehr profilierte Weiterbildungsangebote.

Im Bereich der Management- und Wirtschaftsweiterbildung machen sich die Universitäten Konkurrenz, ganz ohne Frage. Ansonsten aber eher nicht. Dabei spielt sicher eine Rolle, dass wir keine reinen Fernstudiengänge anbieten. Überall sind viele Präsenzseminare eingeplant, und da ist die geographische Nähe immer ein ausschlaggebendes Argument. Das schränkt die Konkurrenz natürlich ein. In vielen Fällen arbeiten wir sogar zusammen: Universitäten sind im Kontakt miteinander und planen ein gemeinsames

Angebot, bei dem Professoren von beiden Hochschulen an der Lehre beteiligt sind.

Wäre da nicht ein Angebot von Fernstudien die Chance, auch überregional aktiv zu werden?

Bevor der falsche Eindruck entsteht: Formen des Blended Learning haben wir ja bereits, das Selbstlernen etwa mit Elementen des E-Learnings spielt also schon eine Rolle. Ein reines Fernstudium ist für uns aber undenkbar. Das hat hier keine Tradition. Sie müssen sehen, dass die Schweiz ein Land mit kleinen Distanzen ist – da fährt man schon selbst an die Universität. Wir stellen auch immer wieder fest, dass die Teilnehmenden über die Präsenzveranstaltungen froh sind. Dadurch kommen sie aus ihrem üblichen Umfeld raus und finden eine neue Umgebung zum Lernen.

Wie funktioniert bei Ihnen in Bern die Zusammenarbeit der Weiterbildungseinrichtung mit den Fakultäten – von welcher Seite kommen die Impulse?

Die Ideen für einen Weiterbildungsstudiengang kommen in der Regel aus den Fakultäten. Unsere Aufgabe ist es dann, aus den Ideen ein Angebot zu machen, das sinnvoll ist und Chancen auf dem Markt hat. Die erste Frage ist dabei die nach dem Format: Reicht es, ein Zertifikatsangebot zu machen oder trägt die Idee einen ganzen Masterstudiengang? Und natürlich müssen wir die Zielgruppe definieren, denn oft ist die Idee aus der Universität angebotsorientiert. Da heißt es dann, wir haben dieses und jenes Wissen, das wir weitergeben möchten. Wir müssen die umgekehrte Frage stellen: Wem nützt das etwas?

Sind die Weiterbildungsangebote innerhalb der Universitäten so breit akzeptiert, dass Sie diese Diskussionen gleichberechtigt führen können?

Da gibt es große Unterschiede. Eine Selbstverständlichkeit jedenfalls ist die Akzeptanz nicht, oft nehmen Professoren die Unterstützung durch die Weiterbildungsstellen als eine von vielen Dienstleistungen wahr, die eine Universität nun einmal anbietet. Viele sehen die Weiterbildung eher auf der administrativen Ebene als tatsächlich im wissenschaftlichen Bereich. In Bern haben wir zum Glück eine bessere Situation, unsere Weiterbildungsstelle ist als wissenschaftliche Institution anerkannt. Meiner Erfahrung nach kommt das oft auf die Leute an: Wenn in der Universitätsleitung und anderen maßgebenden Organen starke Persönlichkeiten sitzen, denen die Weiterbildung am Herzen liegt, dann ist das eine wichtige Vorausset-

zung. Wir haben aus unseren Erfahrungen die Lehre gezogen, dass man drei Dinge braucht, um die Weiterbildung innerhalb der Universität zu etablieren: Mut, Zuversicht und Ausdauer.

Dass manche Fakultäten skeptisch gegenüber der Weiterbildung sind, hängt ja damit zusammen, dass sie die Wissenschaftlichkeit der Programme bezweifeln.

Grundsätzlich gilt: Wir haben den Anspruch der Wissenschaftlichkeit, das ist unser Profil und das können nur wir als Universität. Auf der anderen Seite kommen die Teilnehmenden aus der Berufspraxis nicht in erster Linie zu uns, um hier Wissenschaftliches zu lernen. Sie kommen deshalb, weil sie ihre Arbeit möglichst gut machen wollen; sie bringen also einen praktischen Antrieb und praktische Erfahrungen mit. Als Universität müssen wir deshalb einen Mittelweg fahren: Wir können nicht rein akademisch sein, sondern müssen sehr stark die Praxiswirklichkeit in die Angebote aufnehmen. Wir nennen es so: Die universitäre Weiterbildung fundiert auf Wissenschaft und Forschung und befähigt die Studierenden zu einem reflektierten Transfer der Bildungsinhalte in die Arbeitswelt und ihr weiteres Lebensumfeld. Für die Lehrenden ist das eine didaktische Herausforderung. Sie stehen nicht vor Studierenden, die gerade frisch ihr Abitur gemacht haben – da haben sie es auf einmal mit Leuten zu tun, die schon jahrelange Erfahrung haben in ihrem Bereich.

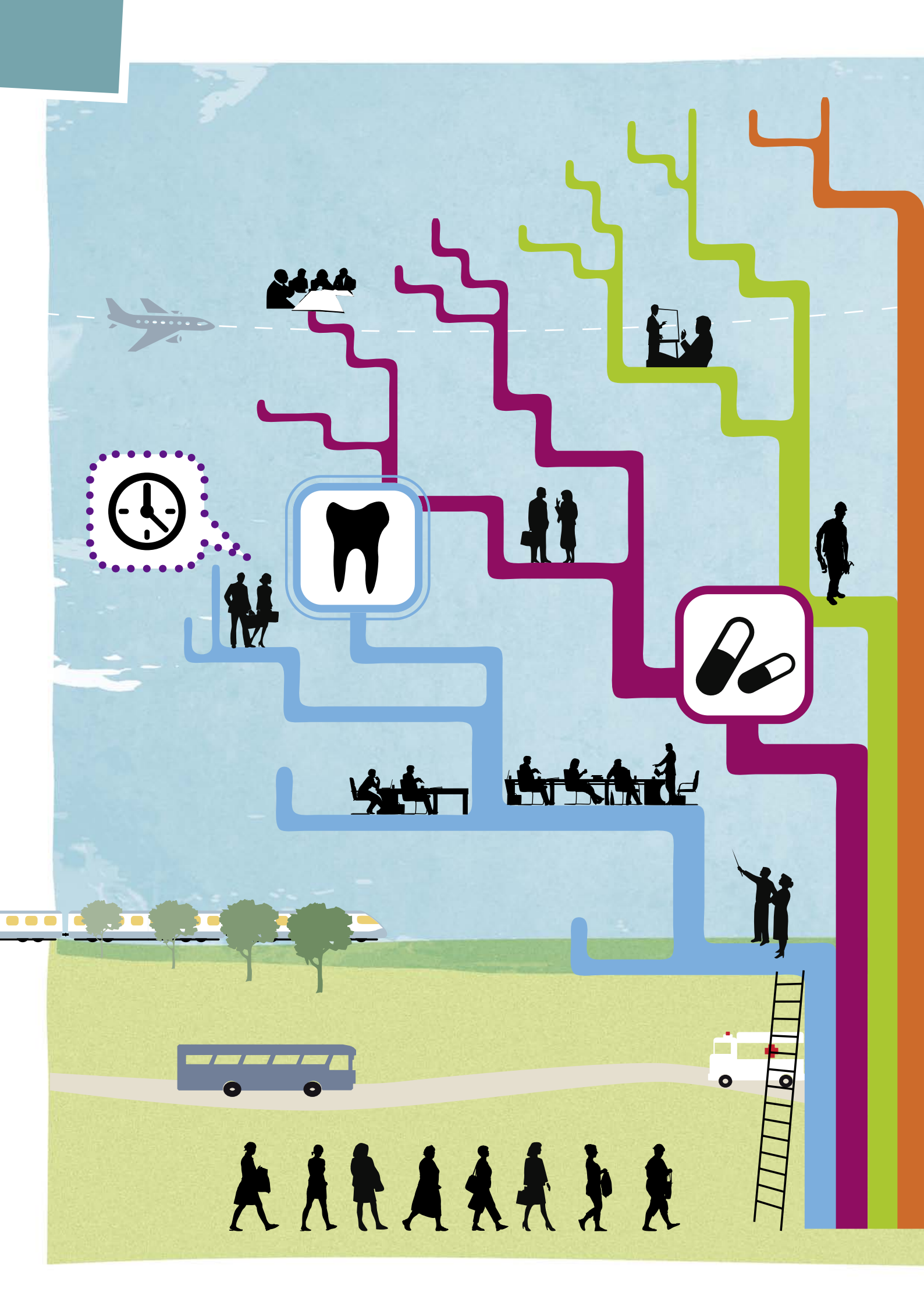
Wie schaffen Sie es, zwischen diesen unterschiedlichen Ansprüchen die Balance zu halten?

Wie schwierig das ist, zeigt ja allein schon die Vielfalt an Begriffen: Man redet von wissenschaftlicher Weiterbildung, von universitärer Weiterbildung und von Weiterbildung für Akademiker. Das sind drei unterschiedliche Blickwinkel und Ansprüche, und wir sind mittendrin in diesem Spannungsfeld. Eines ist für uns von vornherein klar: Wir bieten keine normalen Kommunikationskurse an oder solche Sachen, die man auch außerhalb der Universität lernen kann. Damit grenzen wir uns schon einmal von anderen Anbietern ab. Hier in Bern muss grundsätzlich der Senat der Universität jeden Studiengang bewilligen, auch in der Weiterbildung – das ist ein Kontrollinstrument für die Wissenschaftlichkeit. Eine zweite Stellschraube sind die Leistungskontrollen: Natürlich achten die Fakultäten darauf, dass die Seminar- und Masterarbeiten der Studierenden den wissenschaftlichen Standards genügen. Dadurch halten wir die Balance.

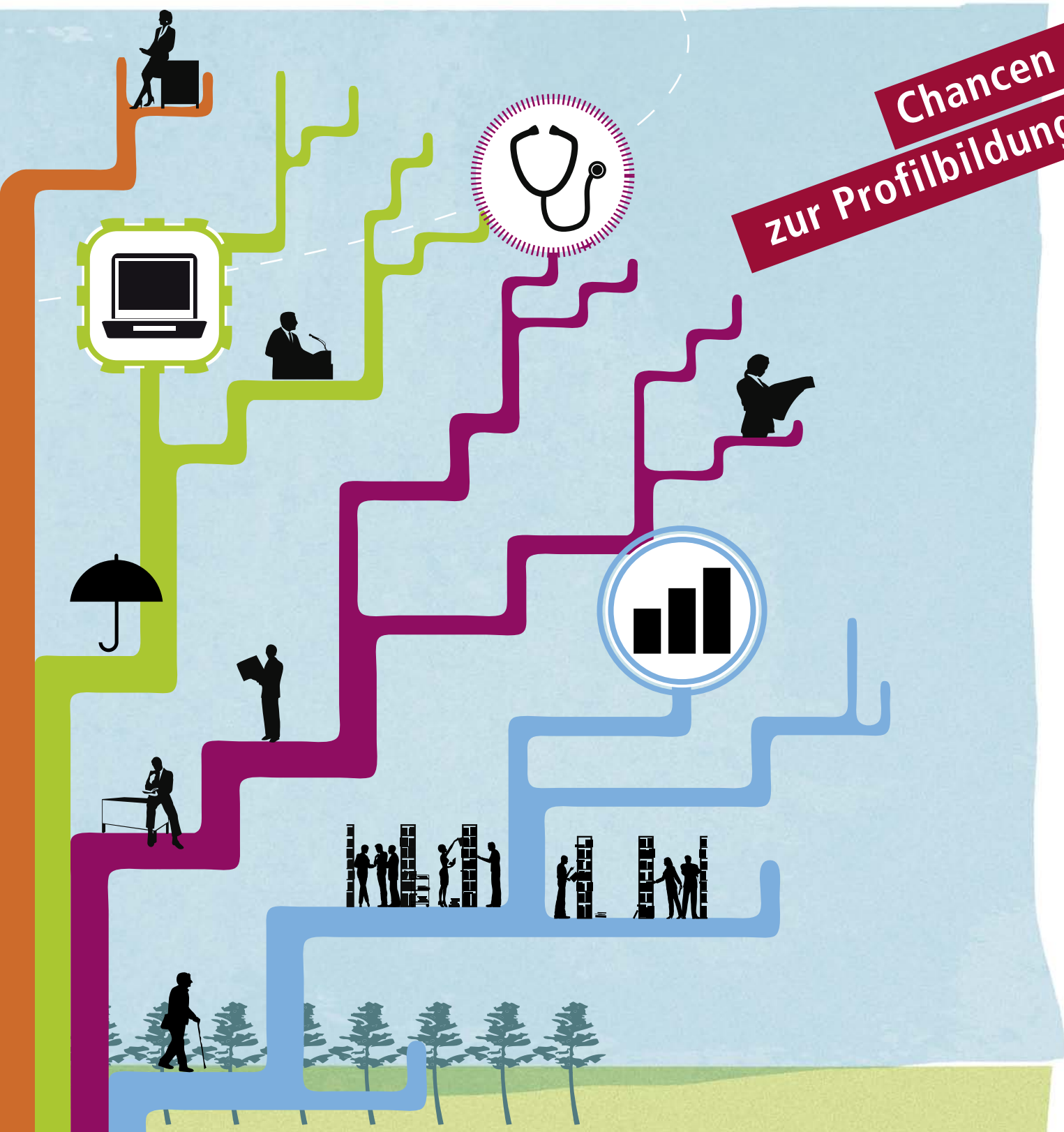


Dr. Andreas Fischer leitet das Zentrum für universitäre Weiterbildung (ZUW) der Universität Bern. Zugleich ist der promovierte Geograph Vorstandsmitglied von SwissUni. Das ZUW bietet 26 Masterstudiengänge und zahlreiche Zertifikatskurse an. Insgesamt sind in Bern rund 5.500 Studierende für Weiterbildungsprogramme eingeschrieben.

„Wir haben den Anspruch der Wissenschaftlichkeit. Das ist unser Profil und das können nur wir als Universität“



Chancen zur Profilbildung



Das Studium nach dem Studium wird immer üblicher. Man lernt nie aus, sagt der Volksmund. Jetzt kümmern sich auch die Hochschulen darum, dass alle weiterlernen können – auch, wenn sie ihr erstes Studium schon lange hinter sich haben und erfolgreich im Beruf stehen. Wissenschaftliche Weiterbildung ist das Schlagwort dazu. In den USA, aber auch in der Schweiz ist das Thema längst etabliert: Dort gibt es Masterstudiengänge, die speziell auf die Bedürfnisse von Berufstätigen zugeschnitten sind. Ein ähnliches Angebot entwickelt sich jetzt auch in Deutschland. Es ist genauso vielseitig wie die Hochschulen: Welche Studiengänge sie anbieten, ob sie auf Fern- oder Präsenzstudien setzen und wie sie die Weiterbildung in die eigene Hochschulstruktur einbinden – auf diese Fragen findet jede Hochschule eine andere Antwort. Diejenige, die am besten zur eigenen Hochschulkultur passt.

Weiterbildung als integrale Aufgabe

Die Freiburger Universität gehört zu den Pionieren bei berufsbegleitenden Masterstudiengängen. Jetzt soll das Angebot ausgebaut werden und in die gesamte Hochschule ausstrahlen



Unter Kollegen: Erfahrene Zahnärzte lernen in ihrer Freizeit für den Master in Parodontologie

D

ie Freiburger Universität wird von dort geleitet, wo einst die Kommandanten der französischen Besatzungszone ihren Sitz hatten. Ein klotziges Gebäude mit sechs Stockwerken ist es, die Lage ist für die Universität symbolträchtig: Aus der Verwaltung fällt der Blick in Richtung Norden auf den naturwissenschaftlichen Campus, in Richtung Süden auf die Gebäude der Geistes- und Sozialwissenschaftler, die in der Altstadt siedeln; dort, wo 1457 die lange Tradition der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität begründet wurde.

Hier ist der Sitz von Vizerektor Professor Dr. Heiner Schanz. Auf dem Rektoratsflur vor seinem Büro hängen wuchtige Gemälde der früheren Uni-Rektoren. Tradition mit der Moderne verbinden – dieser Brückenschlag ist hier greifbar, zwischen Ölbildern und Designermöbeln in den Büros. Ein Anspruch, der auch für die Studienangebote gilt. „Wir haben gesehen, dass sich die Zielgruppe für den Master verschiebt“, sagt Schanz. „Allen Unkenrufen zum Trotz gehen viele unserer Bachelor-Absolventen erstmal in den Beruf, besonders deutlich ist diese Tendenz in stark vom Arbeitsmarkt nachgefragten Bereichen wie beispielsweise der Informatik.“ Einige Jahre später wollen die Absolventen dann, um wertvolle Erfahrungen reicher, noch weiterstudieren. Gleiches gilt auch für die traditionellen Abschlüsse. „Und diese Zielgruppen dürfen wir nicht einfach privaten Weiterbildungsanbietern überlassen.“

Die Antwort, die man in Freiburg auf diese dauerhafte Verschiebung gefunden hat, ist innovativ: Für Weiterbildungsangebote hat die Universität eine eigene Abteilung eingerichtet, die Studiengänge aus allen Fakultäten koordiniert. „Unser Freiburger Spezifikum dabei ist, dass wir bewusst eine Gemeinschaft von Professionals schaffen und nicht nur eine reine Wissensvermittlung betreiben“, sagt Jan Ihwe, Direktor der Freiburger Akademie für Weiterbildung (FRAUW). Sieben Masterstudiengänge aus drei Fakultäten sind derzeit im Angebot; allesamt in ihrer Zielrichtung bundesweit einzigartig. Ergänzt werden die kompletten Studiengänge durch Zertifikatskurse, die nur einzelne Module umfassen.

„Organisatorisch sind wir eine Grenzstelle zwischen der akademischen und der administrativen Welt. Wir leisten hier die Übersetzungsarbeit“, sagt Toni

Charlotte Bünemann, Fachbereichsleiterin Wissenschaftliche Weiterbildung bei der FRAUW. Eine zentrale Anlaufstelle, eine Art Dienstleister soll die FRAUW sein, denn inhaltlich wie organisatorisch sind die Weiterbildungsstudiengänge weitgehend an den Fakultäten angesiedelt. Das ist eines der Prinzipien, nach dem die Fachwissenschaftler die treibenden Kräfte sein sollen. In den meisten Fällen war es so wie etwa beim Studiengang Parodontologie der medizinischen Fakultät (s. S. 15): Die Professoren haben einen akuten Bedarf an Fachwissen erkannt und sich entschieden, die Lücke zu schließen. Die Lehre erbringen die Dozenten im Nebenamt, so dass sich die zusätzlichen Studienangebote nicht auf das **Lehrdeputat** auswirken. Auf mittlere Sicht sollen sich die Studiengänge selbst finanzieren; sie sind berufsbegleitend und kosten bis zum Abschluss eine fünfstellige Summe. „Das ist ein schwieriger Spagat zwischen Kostendeckung und Marktnachfrage“, räumt Jan Ihwe ein. Als Profit-Center allerdings seien die Weiterbildungsstudiengänge nicht gedacht. Und ohnehin geht das Geld nicht an eine zentrale Stelle der Universität, sondern verbleibt bei den Fakultäten, die damit Lehrmaterial und Lehrende bezahlen.

Eine Gemeinsamkeit der Weiterbildungsmaster ist, dass sie als berufsbegleitende Studiengänge etwa 20 Prozent Präsenzphasen vorsehen, den Rest des Stoffes aber online vermitteln. „Die Lehrinhalte kommen direkt von den Lehrenden, wir unterstützen bei der technischen Umsetzung der didaktischen Konzepte“, sagt Dr. Nicole Wöhrle, Leiterin der Servicestelle **E-Learning** an der Universität Freiburg. Mit der Kombination aus einer Lehrplattform und einem virtuellen Klassenzimmer, in dem sich die Studierenden austauschen, haben die Freiburger lange Erfahrungen: 2001

Zahl der im Arbeitsvertrag geregelten Stunden, die ein Hochschullehrer für die Lehre aufwendet.

Lernen sowie Kommunikation und Interaktion mit Hilfe von elektronischen und digitalen Medien. Dazu gehören unter anderem online verfügbare Lernmaterialien, Videomitschnitte von Vorlesungen und der digitale Kontakt zwischen Studierenden und Dozenten.





Zurück an die Uni: Die Freiburger geben den Studierenden neue Impulse nach den ersten Jahren in der Praxis

Studierende mit Berufserfahrung: „Diese Zielgruppe dürfen wir nicht einfach privaten Weiterbildungsanbietern überlassen“

waren sie bundesweit eine der ersten Hochschulen, die auf ein fortschrittliches Learning-Management-System setzten.

Inhaltlich hat diese Architektur großen Einfluss auf die Studiengänge. „Unsere Grundidee ist, keine bloße Fortsetzung der wissenschaftlichen Lehre aus den grundständigen Studiengängen anzubieten, sondern engen Kontakt auf Augenhöhe zu suchen“, sagt Akademie-Direktor Jan Ihwe. Weil die Teilnehmer gestandene Praktiker sind, teilweise auch schon eine Promotion abgeschlossen haben, können sie wechselseitig von ihren Erfahrungen profitieren. „Wir beobachten, dass sich bei Online-Meetings die Lehrenden oft rausziehen und die Teilnehmer untereinander diskutieren“, sagt Wöhrle. Genau das ist mit dem Schlagwort von der Gemeinschaft von Professionals gemeint, die das erklärte Ziel der Weiterbildungskurse ist.

Die Freiburger Angebote zeigen indes auch, wie viele Inhalte dank der technischen Möglichkeiten online vermittelt werden können. „Wir sind längst darüber hinaus, dass man einfach nur Texte online stellt und die Studierenden dann Multiple-Choice-Fragen dazu beantworten lässt“, sagt Nicole Wöhrle. Die Mediziner können etwa Videos von Operationen hochladen oder komplette virtuell aufbereitete Patientenfälle mit Fotos oder Animationen; auf dieser Grundlage können die Teilnehmer dann einen Behandlungsvorschlag erstellen. Oder der Bereich Informatik: Im Studiengang Eingebettete Mikrosysteme bekommen die Teilnehmer per Post ein Mini-Laboratorium nach Haus geschickt, das sie von der Infrastruktur des Instituts weitgehend unabhängig macht (s. S. 18).

Die Universitätsleitung in Freiburg will den Weiterbildungsmaster in den

kommenden Jahren weiter ausbauen.

„Wir können uns noch viele andere Fächer vorstellen“, sagt Vizerektor Heiner Schanz: „Die Angebote sehen wir als integralen Bestandteil der Universität.“ Damit wolle man sich bewusst abgrenzen von „Satelliten, auf die wir als Universität nur unseren Namen draufkleben.“

Dazu haben die Freiburger eine gezielte Masterstrategie ausgerufen, in die sie die konsekutiven und die weiterbildenden Studiengänge einbinden. Die Grundlage dafür wird schon in den Bachelor-Programmen gelegt: Dort haben die Studierenden die Möglichkeit, an die vorgesehenen drei Jahre noch ein viertes Jahr dranzuhängen. Darin können sie sich bewusst auf einen bestimmten Masterstudiengang vorbereiten. IndividualTrack und GlobalTrack heißen die Programme, die der Universität die Auszeichnung für Exzellente Lehre eingebracht haben – zwei Semester lang können die Studierenden auf eigene Faust eine Art Studium Generale in Freiburg absolvieren oder Auslandserfahrungen sammeln. Die Leistungen aus diesem Jahr können dann, wenn sie sich für einen Master entscheiden, unmittelbar angerechnet werden.

Alles für die Attraktivität des Studienangebots, das ist das Credo an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg. In diesem Gesamtkonzept spielen die weiterbildenden Master ebenso eine Rolle wie die konsekutiven Programme. „Das Studienverhalten ändert sich“, fasst Vizerektor Heiner Schanz zusammen, „und es ist unsere Verpflichtung, allen die passenden Angebote zu machen.“



Foto: © Baschi Bender

Die Freiburger Weiterbildungs-Master im Kurzportrait

Parodontologie und Periimplantäre Therapie

Der Bedarf nach Behandlungen am Zahnhalte-Apparat ist groß: „45 Prozent der erwachsenen Patienten haben Erkrankungen am Parodont“, sagt Professorin Dr. Petra Ratka-Krüger, „aber trotzdem werden nur fünf Prozent der Behandlungszeit in den Praxen darauf verwendet.“ Ratka-Krüger ist Leiterin des Masterstudiengangs Parodontologie & Periimplantäre Therapie, der diese Lücke im Angebot schließen soll: Er richtet sich an Zahnärzte, die nach ihrem Studium schon mehrere Jahre Praxiserfahrung gesammelt haben und sich dann ein neues Fachgebiet erschließen wollen. Die Parodontologie wird zwar auch im grundständigen Studium behandelt, allerdings lassen die Curricula meistens keine Zeit für eine Vertiefung des Themas. „Wegen dieser Diskrepanz zwischen der klinisch-epidemiologischen Bedeutung und der strukturell eingeschränkten Möglichkeit der einzelnen Universitätskliniken besteht ein hoher Ausbildungsbedarf im Fach Parodontologie“, sagt Petra Ratka-Krüger. Zu ihrem Studiengang, der in dieser Form bundesweit einzigartig ist, schreiben sich

deshalb Teilnehmer aus dem gesamten deutschsprachigen Raum ein. Für sie ist die Mischung aus Online- und Präsenzphasen ideal: Im virtuellen Klassenzimmer stellen sich beispielsweise fiktive Patienten vor, zu deren Problemen Fotos, Videos und weitere Angaben mitgeliefert werden. So lässt sich auch aus der Ferne ein realitätsnaher Einblick gewinnen; bei Rückfragen stehen jederzeit Tutoren zur Verfügung – die sind Spezialisten für Parodontologie und haben eine Weiterbildung zum Teletutor gemacht. In den Praxisphasen müssen die Zahnärzte dann selbst Hand anlegen. An Tierkiefen üben sie komplizierte Operationen und führen im Klinikum später auch Eingriffe an realen Patienten durch.

(s. Portrait auf S. 19)

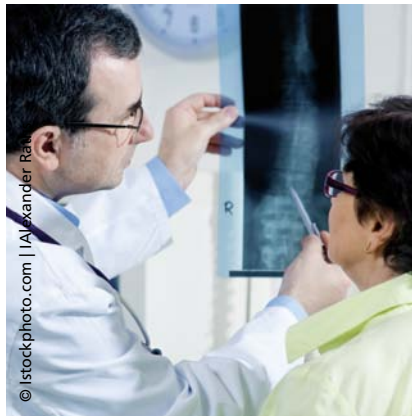
Steckbrief:

- ◊ **Zahl der Kreditpunkte:** 80
- ◊ **Regelstudiendauer:** 6 Semester
- ◊ **Abschluss:** Master of Science
- ◊ **Charakteristik:** berufsbegleitend, weiterbildend, 80 Prozent Fernstudium, 20 Prozent Präsenzstudium





Foto: Markus Lassmann



© Istockphoto.com | Alexander Rata

Der Arzt als Techniker: In Freiburg werden Mediziner in Sachen High-Tech auf den aktuellen Stand gebracht

Das Credo für die wissenschaftliche Weiterbildung: Kontakt auf Augenhöhe statt Lehrer-Schüler-Verhältnis

Physikalisch-Technische Medizin

Dass in Praxen und Kliniken immer mehr medizintechnische Geräte stehen, spiegelt sich in der klassischen medizinischen Ausbildung nur bedingt wider. „Natürlich gehören auch Grundlagen der Physik zum Medizinstudium, aber meist fehlt der Bezug zur Medizin weitgehend“, sagt Professor Dr. Josef Guttman, Studiengangsleiter des Masterstudiengangs Physikalisch-Technische Medizin. In diesen Bereich soll das weiterbildende Masterprogramm vorstoßen: Während Ingenieure schon an mehreren Dutzend Hochschulen in Deutschland die Möglichkeit haben, sich als Medizintechniker zu spezialisieren, gibt es den umgekehrten Fall – dass sich also Ärzte mit Grundlagen aus der Technik weiterbilden – bislang noch nicht. Dabei hat ein Verständnis der Geräte und Verfahren tiefgreifende Auswirkungen auf die medizinische Praxis. „Ärzte messen und interpretieren ständig zahlreiche Vitaldaten ihrer Patienten“, sagt Guttman: „Aber die Grundlagen etwa im Bereich der Messtechnik haben sie nicht.“ Wie kommen also die Ergebnisse zustande, welche Fehlerquellen gibt es und wie groß sind die möglichen Abweichungen? Solche Kenntnisse spielen in immer mehr Bereichen eine Rolle – bei bildgebenden Verfahren wie Ultraschall und Endoskopie ebenso wie in der Beatmungs- und Narkosetechnik oder der Robotik. Die Teilnehmer durchlaufen in dem Studium zunächst mehrere Module mit physikalisch-technischen Grundlagen, anschließend kann jeder aus dem breiten Spektrum zwei Vertiefungsrichtungen auswählen. Auf ein Semester Fernstudium folgt jeweils eine einwöchige Präsenzphase; die Regelstudienzeit liegt bei sechs Semestern. Fast alle Bewerber

sind als Ärzte in Kliniken beschäftigt, in vielen Fällen unterstützt der Arbeitgeber das Studium. „Die Abschlussarbeit wird am Arbeitsplatz verfasst, beispielsweise über die Lösung eines medizintechnischen Problems. Davon kann also nicht nur der Absolvent, sondern auch seine klinische Abteilung unmittelbar profitieren“, sagt Studiengangsleiter Josef Guttman.

Steckbrief:

- ◉ **Zahl der Kreditpunkte:** 90
- ◉ **Regelstudiendauer:** 6 Semester
- ◉ **Abschluss:** Master of Science
- ◉ **Charakteristik:** berufsbegleitend, weiterbildend, 80 Prozent Fernstudium, 20 Prozent Präsenzstudium

Palliative Care

Das Schlagwort vom „multiprofessionellen Zugang“, sagt Bettina Couné, beschreibe den Studiengang Palliativmedizin, den sie koordiniert, am treffendsten: „In der Palliativmedizin ist es tatsächlich so, dass alle eng zusammenarbeiten müssen: Ärzte, Pfleger, Sozialarbeiter, Psychologen, Seelsorger, Apotheker und ehrenamtliche Helfer.“ An der Stelle setzt der Studiengang an: Die Teilnehmer aus den unterschiedlichen Berufsgruppen sollen einen komplexeren Blick auf den Bereich bekommen und die Perspektive der jeweils anderen kennenlernen. Derzeit sind etwa zwei Drittel der Teilnehmer Ärzte; ein abgeschlossenes Hochschulstudium sowie fachrelevante Berufserfahrung sind Voraussetzung. „Es gibt Fälle, in denen die Patienten selbst mit hohen Dosen Morphin noch Schmerzen leiden. Manchmal ist das ein psychosomatischer Schmerz – etwa, wenn Menschen

ihre Krankheit als Strafe wahrnehmen“, sagt Bettina Couné: „Da reichen Opiate nicht, da braucht der Arzt einen spirituellen und psychologischen Zugang.“ Entsprechend ist das Studium aufgebaut, das die Bereiche Gesundheitsökonomie und Psychoonkologie ebenso umfasst wie Fragen der Ethik und des Rechts, die besonders im Umgang mit Patientenverfügungen und Therapieentscheidungen eine große Rolle spielen. Die Teilnehmer absolvieren dabei gemeinsam zwei Drittel aller Module, je nach Vorwissen und Interesse gibt es zusätzlich unterschiedliche Vertiefungsmaterialien und Tutorien. „Wir lagern das Sachwissen in die E-Learning-Bereiche aus und nutzen die Präsenzphasen vor allem für Trainings, Rollenspiele, Reflexion und den Austausch, der in diesem Studiengang besonders wertvoll ist“, sagt Bettina Couné. Für die Teilnehmer sind die Erfahrungen der Kommilitonen so wichtig, dass sie auch im virtuellen Klassenzimmer in engem Kontakt bleiben: „Sie bilden eine echte Gruppe und öffnen sich, das funktioniert auch am Computer“, hat Studiengangkoordinatorin Couné beobachtet – „der Austausch ist sehr kontinuierlich, auch außerhalb der Präsenzphasen.“

Steckbrief:

- ◉ **Zahl der Kreditpunkte:** 80-120
(je nach erstem Hochschulabschluss)

- ◉ **Regelstudiedauer:** 4-6 Semester

- ◉ **Abschluss:** Master of Science

- ◉ **Charakteristik:** berufsbegleitend, weiterbildend, 80 Prozent internetgestütztes Selbststudium, 20 Prozent Präsenzstudium

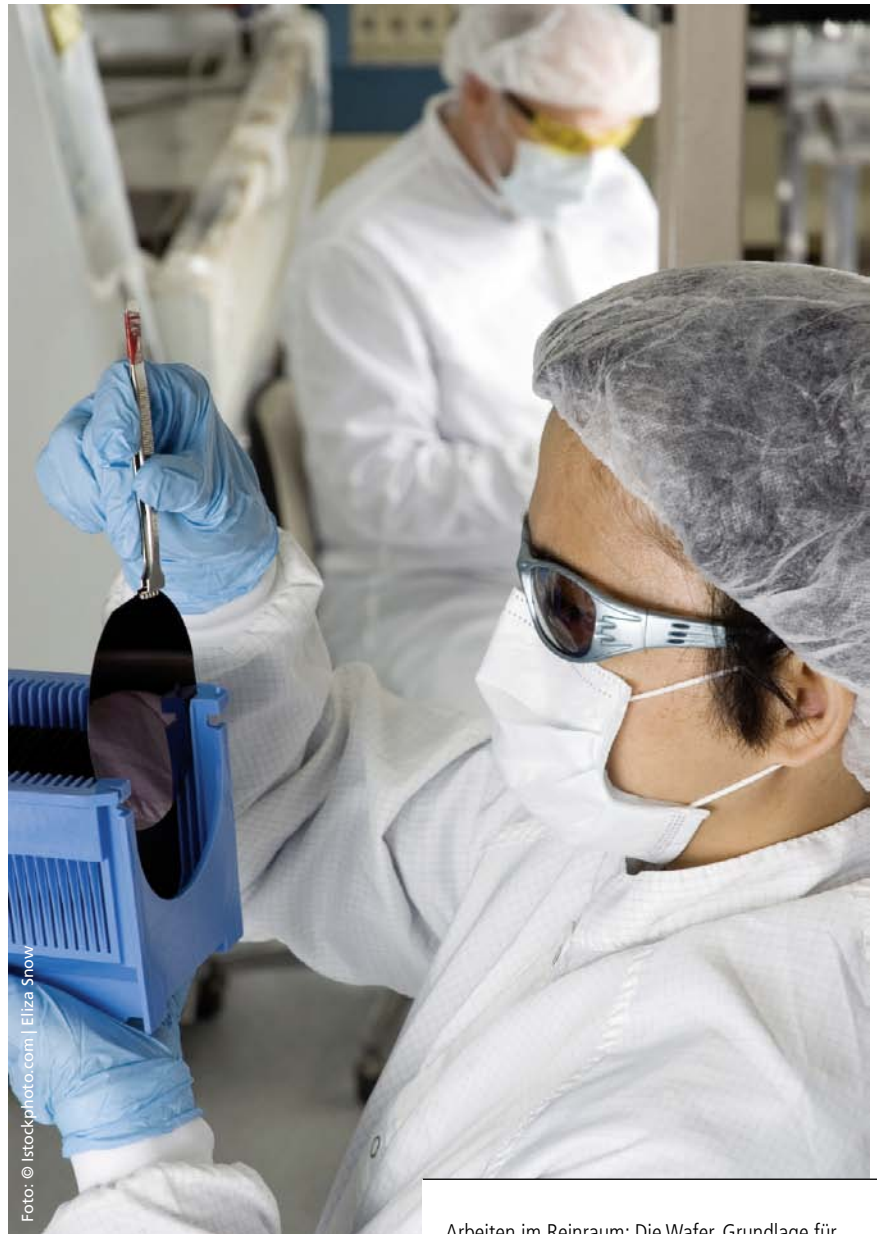


Foto: © iStockphoto.com | Eliza Snow

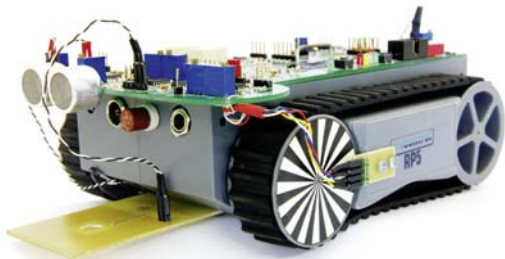
Arbeiten im Reinraum: Die Wafer, Grundlage für Solarzellen, sind hochempfindlich

Photovoltaics

Der Masterstudiengang in Photovoltaics ist der einzige englischsprachige Weiterbildungs-Master an der Universität Freiburg. „Deutschland ist im Bereich Solartechnik führend, und das Interesse aus anderen Ländern ist ausgesprochen groß“, sagt Studiengangkoordinator Dr. Martin Kasemann. Der Studiengang profitiert von der großen globalen Nachfrage im Bereich der erneuerbaren Energien: In vier Semestern werden die Studierenden zu Experten auf dem Gebiet der Solartechnik ausgebildet. Freiburg hat sich zu einem der weltweit wichtigsten Forschungsstandorte auf diesem Feld entwickelt. Wer Kasemann in seinem Büro besucht, läuft vorbei an Labors mit aufwendigster Messtechnik. In

dem spektakulären Sichtbeton-Gebäude auf dem Campus der Technischen Fakultät verteilen sich die Experten für Photovoltaik auf drei Etagen. Ganz in der Nachbarschaft ist zudem das Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme untergebracht. Der Masterstudiengang ist in enger Kooperation entstanden. Die meisten Bewerber sind Physiker, manche haben auch schon promoviert. „Wir wollen die Absolventen in die Lage versetzen, Technologien weiterzuentwickeln, aber auch Neues zu entdecken“, so Kasemann. Große Teile des Studiums finden online statt. Die Präsenzphasen in Freiburg sind dann strikt durchgetaktet, um das Pensum zu schaffen; an manchen Tagen gibt es bis zu zehn Stunden Seminare. Eines der Praxisseminare





Labor für den heimischen Schreibtisch: Dank handlicher Roboter können Freiburger Technik-Studierende zu Hause nicht nur die Theorie lernen, sondern auch praktisch arbeiten.

re findet in einem speziell ausgestatteten Messlabor statt; ein anderes an einer Produktionslinie des Fraunhofer-Instituts, wo Solarzellen mit frei gewählten Parametern hergestellt werden. So lassen sich die Einflussgrößen und ihre Auswirkungen genau studieren. Die meisten Absolventen arbeiten in der Industrie; es gab aber auch schon Bewerber, die bei einer Bank für die technische Bewertung von Projekten zuständig waren und das Risiko bei der Kreditvergabe einschätzen. Der nächste Schritt für den Studiengang soll jetzt die weitere Internationalisierung sein: „Die wissenschaftlichen Inhalte kommen immer von uns“, sagt Martin Kasemann, „aber wir würden gern in Kooperation mit anderen Universitäten noch weitere Kompetenzzentren einrichten, damit nicht alle Studierenden für die Präsenzphasen nach Freiburg einfliegen müssen.“ Angedacht sind Standorte in den USA, den arabischen Ländern und vor allem in Asien. Für die Module im Fernstudium sind dann nach wie vor die Freiburger zuständig, die Präsenzphasen aber können die Studierenden irgendwo auf der Welt absolvieren.

Steckbrief:

- **Zahl der Kreditpunkte:** 60-120 ECTS
- **Regelstudiendauer:** 4-6 Semester
- **Abschluss:** Master of Science
- **Charakteristik:** berufsbegleitend, weiterbildend, 80 Prozent Fernstudium, 20 Prozent Präsenzstudium

Intelligente Eingebettete Mikrosysteme

Das Labor bekommen die Studierenden per Post nach Hause geschickt: Ein Koffer ist es, von innen weich mit Schaumstoff ausgekleidet. Darin liegt ein Roboter, der mit seinem Kettenantrieb an eine Planier- raupen erinnert. Statt eines Daches hat er eine aufgelötete Platine; von allen Seiten stehen zusätzliche Gerätschaften ab, und an zentraler Stelle hat der Roboter einen Anschluss für ein externes Steuerungs- gerät. „Darüber lässt er sich programmieren“, sagt Christoph Hermann, Studien- gangkoordinator des Masterstudiengangs Intelligente Eingebettete Mikrosysteme. Von eingebetteten Systemen sprechen die Experten, wenn verschiedene Technologien oder auch verschiedene Geräte miteinan- der verbunden sind und miteinander inter- agieren. Anwendungsbeispiele gibt es in

der Praxis zu Genüge – von komplexen In- dustriemaschinen über Chips in Waschma- schinen bis hin zu Bauteilen in modernen Autos. Der Roboter aus dem Studiengang ist auch ein eingebettetes System, in dem mehrere Elemente zusammenwirken. Die Studierenden müssen beispielsweise einen eingebauten Sensor so programmieren, dass er etwa eine Münze erkennt, wenn der Roboter über den Boden rollt. Mittels Ultraschallsensoren müssen sie Zusam- menstöße verhindern können oder über spezielle Lichtsensoren am Antrieb die Fortbewegung überprüfen. Dieser Roboter zeigt, wie fließend die Grenzen zwischen Präsenz- und Fernstudium sein können: Die Teilnehmer bekommen ihr eigenes La- bor kurzerhand nach Hause geliefert und können so für sich alleine Inhalte lernen, für die früher die Ausstattung einer Univer- sität unabdingbare Voraussetzung war.

Der Masterstudiengang Intelligente Ein- gebettete Mikrosysteme ist im Jahr 2007 gestartet. Er richtet sich vor allem an Infor- matiker, Mikrosystemtechniker, Maschinen- bauer und Physiker und sei in Deutschland einzigartig. „Wir sprechen bewusst auch Absolventen von Dualen Studiengängen oder Fachhochschulen an“, sagt Koordi- nator Christoph Hermann. Für manche der Teilnehmer eröffne sich mit dem Master der Weg zur Promotion. Die Resonanz auf das Studium sei sehr zufriedenstellend, vermelden die Freiburger – „nur dass sie den Roboter nach einem Semester wieder zurückgeben müssen, gefällt manchen Studierenden ganz und gar nicht!“

Steckbrief:

- **Zahl der Kreditpunkte:** 60-120 (je nach Vorbildung)
- **Regelstudiendauer:** 3-7 Semester
- **Abschluss:** Master of Science
- **Charakteristik:** berufsbegleitend, weiter- bildend, 90 Prozent Fernstudium, 10 Prozent Präsenzstudium

Taxation

An Betriebswirte und Juristen richten sich die beiden Studiengänge, die sich mit den Themen Steuerlehre und Steuerrecht beschäftigen. Im Fokus des Master of Arts Taxation stehen Bachelorabsolventen mit erster Berufserfahrung. Das Pro- gramm kombiniert einen anspruchsvollen weiterbildenden Studiengang mit der Vorbereitung auf die staatliche Steuer-

beraterprüfung. Diese Prüfung wird zwar nicht im Rahmen des Studiums absolviert; bei erfolgreichem Bestehen werden dafür jedoch etwa 40 Prozent der insgesamt 120 ECTS-Punkte angerechnet. „Diese enge Verzahnung verkürzt zum einen die Studiendauer und sorgt für ein vertieftes Verständnis der Themen. Zum anderen gehen unsere Teilnehmer optimal vorbereitet in die Steuerberaterprüfung“, sagt Studiengangkoordinator Falk Mehlhorn. In zehn Einheiten zum Selbststudium mit anschließenden Präsenzphasen werden die Teilnehmer zum Masterabschluss geführt. Eine etwas andere Zielgruppe hat das MBA-Programm „International Taxation“, das am gleichen Lehrstuhl angesiedelt ist: Wer sich hier bewirbt, ist schon Steuerberater und oft bei einer der großen internationalen Kanzleien tätig. „Die Steuerberaterprüfung ist anspruchsvoll, aber sie klammert das Internationale Steuerrecht weitgehend aus“, sagt Niels Arnold, der Studiengangkoordinator. Dabei führt die weitreichende internationale Verflechtung von Unternehmen gerade im Steuerrecht zu komplexen internationalen Fragestellungen. An dieser Stelle setzt das Curriculum des MBA-Programms an: Neben einer intensiven Ausbildung im deutschen internationalen Steuerrecht werden die Teilnehmer mit den Steuersystemen weiterer wichtiger Länder vertraut gemacht. Dabei steht eine praxisorientierte Vermittlung des Lehrinhalts im Fokus. Ziel ist es, die Absolventen auf Führungsaufgaben insbesondere in multinationalen Konzernen, Beratungsunternehmen sowie Verbänden und Organisationen vorzubereiten.

Steckbriefe:

Master of Arts Taxation

- **Zahl der Kreditpunkte:** 120
- **Regelstudiendauer:** 7 Semester
- **Abschluss:** Master of Arts
- **Charakteristik:** berufsbegleitend, weiterbildend, 80 Prozent Fernstudium, 20 Prozent Präsenzstudium

MBA International Taxation

- **Anzahl der Kreditpunkte:** 90
- **Regelstudiendauer:** 4 Semester
- **Abschluss:** Master of Business Administration „International Taxation“
- **Charakteristik:** berufsbegleitend, weiterbildend, 80 Prozent Fernstudium, 20 Prozent Präsenzstudium



Foto: Privat

Dr. Helen Schultz
Zahnärztin und Absolventin
des weiterbildenden Studiengangs
Parodontologie an der
Universität Freiburg

Als Zahnärztin wieder an die Uni

Über Parodontologie haben wir natürlich schon etwas im Studium gelernt, aber es wurde nur als Randgebiet behandelt. Dabei ist es ein sehr wichtiges Thema: Parodontitis umfasst die Erkrankung des Zahnhalte-Apparates; der Grundbaustein, auf dem alles basiert. Solche Krankheiten von Zahnfleisch oder Kieferknochen werden immer häufiger und können ohne Behandlung bis zum Zahnverlust führen – und trotzdem macht die Parodontologie im klassischen Zahnmedizin-Studium nur einen kleinen Teil aus. Das ist auch der Grund dafür, warum ich mich für den Masterstudiengang entschieden habe: Zwar war ich schon mehrere Jahre lang berufstätige promovierte Zahnärztin, aber die Zusatzkenntnisse wollte ich mir aneignen, um diese Lücke zu schließen. Also habe ich mich wieder an der Universität Freiburg eingeschrieben. Die Seminare waren meistens am Wochenende, viele Lehrmaterialien kamen per Post oder digital und waren somit jederzeit abrufbar. Betreut wurden wir über Teletutoren, die uns das ganze Studium über zur Seite standen. Was mich sehr überrascht hat, war die Gruppendynamik unter den Kommilitonen: Wir waren alle schon Zahnärzte mit mehr oder weniger Berufserfahrung, deshalb waren die Seminare ganz anders als früher zu Zeiten meines ersten Studiums. Es war ein sehr kollegialer Umgang untereinander, auch mit den Lehrenden. Und weil jeder von uns sein eigenes Spezialgebiet hat, konnten wir nicht nur von den Professoren, sondern auch voneinander etwas lernen. Was mir das zusätzliche Studium bringt? Ich werde die Parodontologie als Praxisschwerpunkt aufbauen. Die ersten Patienten fragen jetzt schon danach; so etwas spricht sich schnell herum.

Ein passendes Angebot für jeden

**In Oldenburg will die Universität systematisch Lust machen auf Weiterbildung:
Interessenten können zunächst nur einzelne Veranstaltungen besuchen – und diesen
Kern dann später zu einem kompletten Bachelor- oder Masterstudium ausbauen.
Die Struktur ist dafür maßgeschneidert**



Nicht bloß Schlagworte: Die Oldenburger füllen das Thema Weiterbildung mit Leben. Auf dem Bild: Eine Projektion zur Eröffnung des Centers für lebenslanges Lernen

V

on Minute zu Minute füllen sich die Reihen, schnell ist das Theater restlos besetzt. Ein Samstagvormittag in Oldenburg, draußen vor der Tür ist Wochenmarkt und Studierende machen unter den Einkäufern eifrig Reklame für die kleine Vorlesung. Das Thema: „Geld vernünftig anlegen – können Menschen das überhaupt?“ Eine halbe Stunde lang wird ein Professor darüber referieren, das Publikum sind interessierte Oldenburger, ob mit oder ohne akademische Vorbildung.

„Uni am Markt“ heißt das Format, zu dem die Carl von Ossietzky Universität in das Theatergebäude einlädt. Die Berührungsgänge mit der Hochschule abzubauen, das ist erklärtes Ziel. „Wir wollen die Leute neugierig machen und ihr Interesse wecken, mehr zu erfahren“, sagt Dr. Michaela Zilling. Sie ist eine der geschäftsführenden Direktorinnen des Centers für lebenslanges Lernen an der Universität, das in Oldenburg unter der Abkürzung C3L bekannt ist. Fast 70 Mitarbeiter sind dort beschäftigt, sie kümmern sich um das Feld der **öffentlichen Wissenschaft** ebenso wie um Zertifikatskurse für Berufstätige und um berufsbegleitende beziehungsweise weiterbildende Bachelor- und Master-Studiengänge.

„Wir haben dieses breite Spektrum an Aufgaben ganz bewusst zusammengefasst, weil sie letzten Endes eng zusammenhängen“, sagt Zilling. Der Grundgedanke dabei: Wer neugierig ist, soll sich

Zur öffentlichen Wissenschaft gehören Veranstaltungen, bei denen Forscher sich einem breiteren Publikum präsentieren, das üblicherweise nicht mit Hochschulen und Wissenschaft in Kontakt kommt.

an der Universität gut aufgehoben fühlen – dort bekommt er verschiedene Angebote zum Einsteigen. Und wenn jemand sich dann weiter in ein Thema vertiefen will, kann er sogar einen universitären Abschluss machen; alles das bekommt er aus einer Hand.

Das Center für lebenslanges Lernen ist aus jahrzehntelangen Erfahrungen der Universität hervorgegangen. 2006 ist es entstanden, als vorher getrennte Bereiche zusammengelegt wurden: Unter anderem sind das Center for Distributed e-Learning (CDL), die zentrale Einheit Fernstudienzentrum (ZEF) und das Zentrum für wissenschaftliche Weiterbildung (ZWW) im C3L aufgegangen. Organisatorisch untersteht das C3L direkt dem Präsidium.

Vier **weiterbildende Masterstudiengänge** sowie zwei berufsbegleitende Bachelorstudiengänge gibt es derzeit (s. S. 23), weitere sind in Planung. Die organisatorische und finanzielle Verantwortung für diese Angebote liegt beim C3L, um die Fachwissenschaftler möglichst wenig zu belasten. Die Fakultäten bringen die inhaltliche Expertise ein. In enger Kooperation mit dem C3L erfolgt die Akkreditierung; im späteren Betrieb laufen dann „rund 90 Prozent der anstehenden Arbeiten über das C3L“, sagt die geschäftsführende Direktorin Dr. Michaela Zilling. „Im C3L kümmern wir uns um die organisatorische Abwicklung: Wir kümmern uns um die Akquisition und Vergütung der Dozenten, wir nehmen Modulanmeldungen entgegen und

Programme für berufserfahrene Studierende, die nach einigen Jahren in der Arbeitswelt noch einmal an die Hochschule zurückkehren.



Studieren in jedem Alter: In Oldenburg werden junge Berufstätige ebenso wie Senioren neugierig gemacht auf akademische Inhalte

Klare Aufgabenteilung
in der Weiterbildung:
Das Fachliche kommt
aus den Fakultäten,
die Organisation über-
nimmt das Center für
lebenslanges Lernen

stellen Zertifikate aus.“ Der akademische Titel wird schließlich durch die jeweilige Fakultät vergeben. Die Studienbeiträge der Teilnehmer bleiben im C3L. „Wir sind nicht gewinnorientiert, sondern arbeiten kostendeckend“, sagt Michaela Zilling. Manche Studiengänge erwirtschaften mittlerweile Überschüsse, gerade die neuen Angebote seien allerdings erst noch auf größere Teilnehmerzahlen angewiesen und werden über Drittmittel oder aus eigenen Geldern mitfinanziert.

Das Center für lebenslanges Lernen ist in einem eigenen Gebäudekomplex, dem Lifelong Learning Campus, untergebracht. Gerade erst ist er renoviert worden; entlang der Flure sitzen die Koordinatoren für die weiterbildenden Studiengänge und Zertifikatsprogramme, die Mitarbeiter aus der Abteilung für IT/Medien/Lern-design und die Ansprechpartner aus dem Kontaktbüro, das die erste Anlaufstelle für Interessenten ist. Im Erdgeschoss finden sich die Seminarräume; unter der Woche werden sie von der Universität genutzt, am Wochenende finden hier Präsenzveranstaltungen für die weiterbildenden Angebote statt. Technisch sind sie auf dem neuesten Stand: Schon im Foyer werden die Besucher von einem großen Bildschirm empfangen, auf dem die laufenden Vorlesungen samt zugehörigem Raum angezeigt werden. In den Hörsälen selbst stehen die Dozenten vor einem großen Pult mit Smartboard, auf dem sie per Knopfdruck Leinwand, Beamer und elektronische Medien steuern können. Vor den Seminarräumen ist eine Lounge als Aufenthaltsbereich eingerichtet, in dem sich die Teilnehmer in den Seminarpausen treffen können. Die Weiterbildung – das ist der Eindruck, den die großzügige Ausstattung erweckt – ist an der Universität

Oldenburg kein Stiefkind, sondern ein zentraler Bestandteil der Hochschul-Strategie.

„In unseren Angeboten möchten wir die Zugangsschwelle bewusst so niedrig wie möglich halten“, sagt Dr. Christiane Brokmann-Nooren, die beim C3L den Bereich öffentliche Wissenschaft leitet. „Natürlich bieten wir auch komplette Bachelor- und Master-Studiengänge an“, so Brokmann-Nooren, „aber wir können es auch verstehen, wenn sich jemand, der seit Jahren nicht mehr an der Universität war, nicht gleich so umfassend verpflichten möchte.“ Alle weiterbildenden Studiengänge sind deshalb vollständig modularisiert und können auch einzeln als **Zertifikatskurse** belegt werden. In manchen Fächern geht es noch kleinteiliger: Da gibt es die Möglichkeit, nur eine einzelne Veranstaltung auszuwählen. „Dadurch kann jeder feststellen, ob ihn das Thema wirklich so interessiert, wie er sich das anfangs gedacht hat. Wenn ihm alles zusagt, steht ihm immer noch der vollständige Studiengang offen. Die bereits absolvierten Veranstaltungen rechnen wir in solchen Fällen natürlich komplett an.“ Gerade weil die Bachelor- und Master-Studiengänge bis zu knapp 20.000 Euro kosten, prüfen viele Teilnehmer vorab, was sie für ihr Geld bekommen. „Diese Auskopplung von Angeboten aus den weiterbildenden Studiengängen hat sich gut bewährt“, sagt Christiane Brokmann-Nooren.

Inhaltlich zusammenhängende Seminare, die mit einem universitären Zertifikat abschließen und einen thematischen Aspekt abdecken. Zertifikate werden bisweilen auch für den erfolgreichen Besuch einzelner Seminare verliehen.



Das Oldenburger Angebot an weiterbildenden Master-Studiengängen

Den Master of Distance Education & E-Learning bietet das University of Maryland University College (UMUC) in Kooperation mit der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg an. In dem englischsprachigen Programm werden nach Eigenauskunft die „zukünftigen Manager von mediengestützten Fernunterrichtsangeboten“ qualifiziert. Die Teilnehmer können sich auf Management und Planungsaspekte spezialisieren, auf die technischen Grundlagen oder auf die pädagogischen Komponenten. Der akademische Grad wird vom UMUC verliehen.

Das MBA-Programm Bildungs- und Wissenschaftsmanagement richtet sich an Experten für Erwachsenen- und Weiterbildung sowie an Wissenschaftsmanager. Zulassungsvoraussetzung ist neben einem ersten Studienabschluss eine mindestens zweijährige Berufserfahrung. Der Studiengang ist auf sechs Semester angelegt und umfasst inhaltlich zahlreiche Aspekte vom Bildungsmarketing über neue Technologien bis hin zum Controlling in Bildungseinrichtungen. Interessenten können im Rahmen eines Zertifikatsprogramms auch einzelne Module sowie Modulkombinationen belegen, die zu einem Expertenzertifikat führen.

Der Masterstudiengang Innovationsmanagement bildet in sechs Semestern Experten für den Umgang mit den raschen Veränderungen in Organisationen und Unternehmen aus. Wie lassen sich Innovationen in bestehende Strukturen einbinden, wie bildet man ein innovationsfreundliches Umfeld aus – und wie geht man mit Innovationsfolgen und der gesellschaftlichen Verantwortung um? Das sind die Fragen, die im Vordergrund stehen. Dank der modularen Struktur können Bewerber im Rahmen eines Zertifikatsprogramms auch einzelne Inhalte des Studiengangs belegen.

Die Absolventen des Masterstudiengangs Informationsrecht erwerben den auch international gefragten Titel LL.M. Das Studium richtet sich an Juristen, die für sich die neu entstandenen Arbeitsbereiche auf dem Feld des Rechts im Internet erschließen möchten. Datenschutz, IT-Vertragsrecht und Immaterialgüterrecht sind nur einige der Module, die in dem Studiengang angeboten werden. Für Nicht-Juristen, die in Unternehmen und Organisationen mit Fragen des Informationsrechts betraut sind, gibt es die Möglichkeit, im Rahmen eines Zertifikatsprogramms einzelne Module zu belegen.



Foto: © istockphoto.com | Zeynep Ogan

Lernen überall: Dank der modernen Didaktik sind die Oldenburger Studierenden örtlich ungebunden

Expertenrat fürs Lehrmaterial – „denn selbst die besten Leh- renden haben ja nicht zwangsläufig Erfahrung im Bereich des Fernstu- diums!“

Wer sich für eines der Zertifikatsprogramme entscheidet, bekommt den Status eines Gasthörers. Das hat zwei Gründe: Zum einen ist es für die Teilnehmer eine rechtliche Absicherung, dass sie sich die Ergebnisse auf ein späteres Studium anrechnen lassen können. Zum anderen fördert es das Zusammengehörigkeitsgefühl – „alle sollen sich gleich als Teil der Universität wahrnehmen“, sagt Brokmann-Nooren. Auch das Studium generale oder die Kinder-Universität werden vom C3L organisiert. „Das sind alles Möglichkeiten, wie wir die interessierte Öffentlichkeit ansprechen können, um sie auf die Inhalte, Programme und die Qualität der C3L-Angebote aufmerksam zu machen“

Ein weiterer Schwerpunkt des C3L sind Professionalisierungsprogramme. Diesen Bereich leitet PD Dr. Joseph Rieforth gemeinsam mit Dr. Christiane Brokmann-Nooren. Die überwiegend berufsbegleitenden Angebote ermöglichen Weiterbildung auf universitärem Niveau mit beruflich qualifizierendem Abschluss. Ein beispielhafter Themenkomplex ist die Psychotherapieausbildung, die auch zur staatlichen Approbation führt.

Alle Masterstudiengänge – vier Angebote gibt es im Center für lebenslanges Lernen an der Carl von Ossietzky Universität – sind im Sinne des **Blended Learning** aufgebaut, also als Kombination aus Fern- und Präsenzstudium. Für die Fernstudien-Elemente unterhalten die Oldenburger eine eigene Abteilung am C3L, die sich mit dem Lerndesign auseinandersetzt. „Wir haben eine spezielle Lernumgebung entwickelt, auf der die Angebote basieren“, sagt Axel Kleinschmidt, Leiter dieser Abteilung. Es ist ein eigenständiges Oldenburger System, in das die Erfahrungen aus vielen Jahren Online-Lehre eingeflossen sind. „Wir haben es so konzipiert, dass wir das Studiengangskonzept und den didaktischen Hintergrund ideal widerspiegeln können“, sagt Kleinschmidt. Die Anforderungen seien von Fach zu Fach unterschiedlich: „Nehmen Sie etwa die Juristen. Da sind die Lehrmaterialien komplett online, und in den Texten finden sich Verknüpfungen zu den jeweiligen

Gesetzen oder Gerichtsurteilen, damit diese stets sehr aktuell gehalten werden können. Das sind ganz andere Voraussetzungen als in anderen Disziplinen, wo man beispielsweise mit Videos oder anderen Hilfsmitteln arbeiten kann.“

Seine Abteilung ist aber auch für die Gestaltung der gedruckten Studiengangsmaterialien zuständig. Für die Lehrenden gibt es eine Handreichung, in der die didaktischen Grundsätze für das Studium zusammengefasst sind und, daraus abgeleitet, die Empfehlungen zur Gestaltung des Studienmaterials. „Selbst die besten Lehrenden haben ja nicht zwangsläufig Erfahrung im Bereich des Fernstudiums“, sagt Axel Kleinschmidt. Wenn die Professoren ein Modul vorbereiten, können sie den Stoff in eine Vorlage eingeben, die das Layout gleich anpasst. Abschließend schauen dann noch einmal Didaktik-Experten darauf, um dem Studienmaterial den Feinschliff zu verpassen. So werden etwa Leseinheiten den Bedürfnissen berufstätiger Studierender angepasst oder Abbildungen, Fallbeispiele und reflexive Aufgaben eingebunden, wenn es beim Verständnis hilft. Dieses Verfahren soll den Beteiligten die Arbeit erleichtern: Für die fachlichen Experten, die für die Inhalte verantwortlich sind, soll die Vorbereitung so reibungslos laufen wie möglich.

Dass das C3L in Zukunft an der Universität eine immer stärkere Rolle spielen dürfte, wird deutlich, wenn man die Entwicklung der vergangenen Jahre fortschreibt. Das Interesse an der Weiterbildung steigt, auch das Studienangebot wird kontinuierlich ausgebaut. „Vorstellbar ist, dass wir aus den bestehenden Studiengängen mehr Zertifikatsangebote auskoppeln, weil sich das Prinzip sehr gut bewährt hat und es viele Interessenten gibt“, sagt Michaela Zilling. Mit dieser Strategie spreche man zwei unterschiedliche Zielgruppen an: Während die Zertifikatsangebote eine starke Nachfrage aus Unternehmen erfahren, die ihre Mitarbeiter zielgerichtet qualifizieren wollen, seien es bei den Bachelor- und Master-Studiengängen vor allem Bildungshungrige, die sich auf eigene Faust für ein weiteres Studium entscheiden. Im Idealfall, sagt Zilling, wird ein Mitarbeiter vom Unternehmen zu einer Weiterbildung geschickt und ist dann so angetan davon, dass er dieses erste Zertifikat als Grundlage für ein komplettes Studium verwendet – eine Option, auf die das Oldenburger System von vornherein ausgelegt ist.

Kombiniert die Vorteile der persönlichen Kommunikation aus Präsenzveranstaltungen an der Hochschule mit dem effektiven und flexiblen Eigenlernen. Wird auch als integriertes oder hybrides Lernen bezeichnet.

Forschung und Entwicklung

Gleich drei Professoren kooperieren eng mit dem Center für lebenslanges Lernen (C3L) in Oldenburg – eine bundesweite Besonderheit, denn üblicherweise stellen die Universitäten ihren Weiterbildungsbereich nicht mit eigenen Professuren aus. Die wissenschaftliche Leiterin des C3L, Professorin Dr. Anke Hanft, hat ein reduziertes Lehrdeputat, um den Aufgaben im C3L mehr Zeit widmen zu können. Zum Ausgleich beteiligt sich das C3L an der Finanzierung der Professur „Wissenstransfer und Lernen mit neuen Technologien“ von Professor Dr. Olaf Zawacki-Richter. „Mein Lehrdeputat umfasst auch den Bereich der Weiterbildung“, sagt er – die Aufgaben aus Studium, Lehre und Forschung verteilt er jeweils zur Hälfte auf die Fakultät und das C3L.

In der Struktur des C3L spielt die Forschung eine bedeutsame Rolle. Inhaltlich geht es darin um didaktische Aspekte des weiterbildenden Studierens. Dieses Thema findet sich in mehreren der angebotenen Master-Studiengänge wieder: Beim Master of Distance Education & E-Learning und im MBA-Programm Bildungsmanagement etwa werden die Teilnehmer auf den Umgang mit dem berufsbegleitenden Lernen vorbereitet (s. auch Studiengangs-Portraits auf S. 23). Die Forschungsergebnisse der Oldenburger tragen bundesweit zur Verbesserung von weiterbildenden Seminaren bei. So leitet Zawacki-Richter zusammen mit der Professur für Bildungsmanagement und dem C3L das Verbundprojekt „[mint.online](#) - Aufbau berufs begleitender Studienangebote in MINT-Fächern“, das vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft finanziert und mit namhaften Kooperationspartnern wie etwa der Fraunhofer-Gesellschaft umgesetzt wird. „Unser Ziel ist es, die Studiengänge möglichst gut auf die Lernbedürfnisse von Berufstätigen auszurichten“, sagt Professor Dr. Olaf Zawacki-Richter. In der Projektbeschreibung von [mint.online](#) heißt es: „In ihrer (medien-) didaktischen Gestaltung müssen berufsbegleitende Angebote den Ansprüchen erwachsener Lerner/innen entsprechen. Durch umfassende und qualitätsgesicherte Anrechnung beruflicher Kompetenzen sollten die Angebote unmittelbar an den individuellen Kenntnisstand der Lernenden anknüpfen und auf deren Kompetenzniveau aufbauen. Das Verbundprojekt verfolgt das Ziel, deutsche Hochschulen mit Studienprogrammen auf dem Weiterbildungsmarkt erfolgreich zu platzieren.“ Aus dem Forschungsprojekt heraus sollen mehrere Studiengänge sowie Zertifikatsprogramme an den beteiligten Universitäten mit Schwerpunkt im MINT-Bereich entwickelt werden.

Die Professuren ändern nach der Erfahrung von Olaf Zawacki-Richter die Wahrnehmung der Weiterbildung an der Universität. „Dass wir hier ein eigenes wissenschaftliches Zentrum aufgebaut haben“, sagt er, „sorgt dafür, dass wir nicht herablassend als ‚Weiterbildungsbude‘ betrachtet werden.“

Bezeichnung für die Fachbereiche Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik

Anrechnungsverfahren

In allen weiterbildenden Studiengängen an der Oldenburger Universität lassen sich berufliche Kompetenzen und Zusatzqualifikationen anrechnen, sei es aus einem vorangegangenen Studium oder einer anerkannten Weiterbildung. Am einfachsten geht das bei Leistungen aus einem universitären Studium; darüber hinaus gibt es aber ein ausgeklügeltes System von pauschalen und individuellen Anrechnungsverfahren. Einschlägige Weiterbildungskurse etwa an einer Industrie- und Handelskammer werden von den zuständigen Wissenschaftlern exemplarisch begutachtet und können auf das Studium angerechnet werden. Qualifikationen aus bisherigen akademischen oder beruflichen Tätigkeiten, ob mit oder ohne Zertifikat, werden individuell bewertet und anerkannt, wenn sie äquivalent sind.

Die Public Private University

Die Deutsche Universität für Weiterbildung in Berlin ist als Zusammenschluss von renommierter staatlicher Hochschule und privatem Bildungsanbieter entstanden. Gemeinsam wollen sie einen neuen Markt erschließen – mit ausgeprägter Service-Orientierung und einem eigenen Studienkonzept

„Berufstätige erwarten einen guten Service. Wer einen Job hat, kann nicht zwei Stunden vor dem Büro einer Studienberatung warten.“

D

er Empfang ist prächtig: Eine imposante Backsteinvilla im noblen Berliner Viertel Dahlem, vor dem Haupteingang ein lang gestreckter Park mit akkurat gestutztem Rasen und Nischen mit weißen Gartenbänken. In der Villa ist das Parkett frisch geschliffen, die Seminarräume sind in schlichter Eleganz eingerichtet. „Alles ist erst wenige Jahre alt, das wurde passend für unseren Bedarf während der Aufbau-phase renoviert“, sagt Dr. Udo Thelen, Kanzler der Deutschen Universität für Weiterbildung (DUW).

Seine Einrichtung ist eines der aufsehenerregendsten Projekte in der deutschen Weiterbildungslandschaft: Die Freie Universität Berlin (FU) ist mit der Stuttgarter Klett-Gruppe eine Partnerschaft eingegangen, um die DUW als eigenständige Universität zu gründen. 2008 wurde ihr vom Land der Universitätsstatus verliehen; mit ihren 40 festen Mitarbeitern dürfte sie die bundesweit kleinste Hochschule sein. Zielgruppe sind Absolventen, die seit mindestens einem Jahr im Berufsleben stehen und sich weiterbilden möchten.

Kanzler Udo Thelen spricht von einer „klassischen Win-Win-Situation“, die durch die Zusammenarbeit von renommierter Universität und privatem Bildungsanbieter entstehe: „Beide Partner bringen ihre Erfahrungen aus unterschiedlichen Bereichen mit ein. Alleine hätte keiner von beiden ein solches Angebot auf die Beine stellen können!“ Die FU habe über die Partnerschaft einen Zugang zum umfangreichen Know-How des Bildungsunternehmens im Bereich Lehr- und Lernlogistik bekommen. Über ausreichende eigene Ressourcen auf diesem Feld

verfügen nur die wenigsten staatlichen Universitäten. Die Klett-Gruppe betreue im Bereich Erwachsenenbildung pro Jahr 180.000 Personen, wenn auch bislang vor allem im nicht-wissenschaftlichen Bereich. Hinzu kommen ausgeprägte Kenntnisse im Vertrieb. „Die Zielgruppe ist ja eine ganz andere als bei einer klassischen Universität, deshalb muss man da andere Instrumente aufbieten“, sagt Thelen. Die FU hingegen bringe wissenschaftliches Renommee und Erfahrungen mit dem Aufbau von Studiengängen ein.

Das Ergebnis der ungewöhnlichen Kooperation ist eine Einrichtung, die ihre Studierenden als Kunden betrachtet. Das wird schon an Äußerlichkeiten deutlich – so wird bei der Einschreibung keine Matrikel-, sondern eine Kundennummer vergeben. Der Service soll zu einem der Aushängeschilder der DUW werden: Für Interessenten gibt es eine kostenlose Hotline, die täglich bis 20 Uhr erreichbar ist; den Hochglanzmagazinen der Universität liegen frankierte Rückumschläge für die Anforderung weiterer Informationen bei und das Serviceteam wirbt für persönliche Gespräche einschließlich ausgiebiger Campus-Besichtigung. Selbst ein einmonatiges Teststudium ist möglich, für das keine Kosten entstehen. „Berufstätige erwarten einen guten Service“, sagt Kanzler Udo Thelen – „und es geht ja auch nicht anders: Wer einen Job hat, kann nicht zwei Stunden vor dem Büro einer Studienberatung warten.“

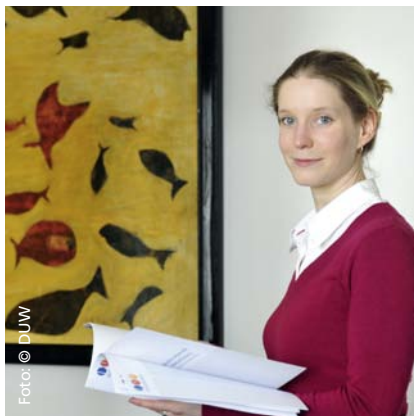
In ihrer Struktur ist die DUW analog zu konventionellen Universitäten aufgebaut, wenngleich die Fakultäten hier als Departments bezeichnet werden. Vier gibt es davon: Wirtschaft und Management,





Foto: © DUW | Auserhofer

Gediegenes Ambiente: Die Universität residiert in einer alten Villa im Berliner Nobelviertel Dahlem



Besondere Zielgruppe: Die Deutsche Universität für Weiterbildung richtet sich an Studierende mit Berufserfahrung. Die konzentrierte Studienatmosphäre gehört zu den Versprechen an künftige Studierende

Flexibilität als oberstes
Prinzip: Wer sich
heute einschreibt, kann
in drei Tagen sein
Studium beginnen

Gesundheit, Bildung sowie Kommunikation. Innerhalb dieser jeweils interdisziplinär aufgestellten Einheiten sind die Studiengänge angesiedelt.

Das Studienangebot umfasst derzeit sieben Masterstudiengänge, von European Public Affairs bis Sicherheitswirtschaft und Unternehmenssicherheit. Hinzu kommen etwa zwei Dutzend Zertifikatsprogramme. Insgesamt 500 Studierende sind momentan eingeschrieben. Für die kommenden Jahre allerdings plant die DUW eine spürbare Expansion; drei bis vier neue Masterstudiengänge sind innerhalb von fünf Jahren angepeilt.

Das Curriculum der Programme ist einheitlich auf vier Semester (insgesamt 90 Kreditpunkte) angelegt; sie können berufsbegleitend absolviert werden. Zwei der sechs Module – General Management und Personal Skills – sind für sämtliche Studiengänge gleich. In ihnen geht es beispielsweise um den Umgang mit Veränderungsprozessen, um interkulturelle Kommunikation und Führungskompetenz. Die übrigen vier Module sind fachwissenschaftlich orientiert.

„Bei der didaktischen Konzeption haben wir auf die Erfahrungen innerhalb der Klett-Gruppe zurückgegriffen und mussten deshalb das Rad nicht neu erfinden“, sagt Dr. Roswitha Grassl, die Leiterin der Programmentwicklung. In eigenen Weiterbildungseinrichtungen hat das Unternehmen über Jahre hinweg ein reiches Erfahrungswissen gebildet: Wie lassen sich die Inhalte am besten für das Fernlernen aufbereiten, wieviele **Präsenztage** sind sinnvoll, welche Hilfestellungen werden besonders oft genutzt? Die Mischung unterschiedlicher Formate reicht an der DUW von traditionellen Studienheften zum Selbstlernen

über Online-Einheiten auf dem virtuellen Campus, in dem vor allem Projektarbeit in Gruppen durchgeführt wird, bis hin zu Präsenztagen.

„Die Besonderheit unseres Studienmodells ist, dass wir uns von den festen Einstiegsterminen zum Semesterbeginn gelöst haben“, sagt Roswitha Grassl. „Die Interessenten können sich jederzeit anmelden, und drei Tage später geht dann das Studium los.“ Diese Flexibilität wird ermöglicht durch den Methodenmix in der Didaktik – und dadurch, dass die Präsenzveranstaltungen regelmäßig angeboten werden und nicht nur im ein- oder gar zweijährigen Rhythmus. „Dadurch steigt auch die Vereinbarkeit mit Berufs- und Privatleben“, sagt Grassl: „Wir haben regelmäßig Fälle, in denen ein Teilnehmer entweder zu einer Familienfeier will oder auf unaufschiebbarer Dienstreise ist. Nach unserem System muss man deshalb nicht sein ganzes Leben um das Studium herumplanen.“

Insgesamt 18 Präsenztage gibt es während des Studiums; sie sind auf Wochenendseminare einmal pro Quartal verteilt. Fünf Tage entfallen auf den sogenannten Fieldtrip, eine Besonderheit an der DUW. Er soll den Praxisbezug der Masterstudiengänge nochmals besonders deutlich machen: In Unternehmen oder Organisationen treffen die Studierenden mit Experten zusammen und erstellen aus den Gesprächen und Einblicken eine Seminararbeit – ein Format, das in jedem

Fernstudiengänge sind üblicherweise unterteilt in Lerninhalte, die sich die Teilnehmer in Eigenregie aneignen, und gebündelte Vor-Ort-Termine an der Hochschule. Letztere werden als Präsenztage bezeichnet.

Studiengang vorgesehen ist. „Reflektive Praxis“ heißt dieses Element in der Eigenwerbung der DUW.

Für Dr. Eva Cendon, Studiengangsleiterin im Masterprogramm Bildungs- und Kompetenzmanagement, ging der letzte Fieldtrip nach Helsinki. „Wir waren dort im Palmenia Centre for Continuing Education zu Gast, einer der Vorreiter-Einrichtungen beim lebenslangen Lernen“, sagt sie. Die Studierenden von der DUW haben der Reise ein ganzes Seminar gewidmet, das sich auf zwei Monate erstreckte. Zunächst gab es ein vorbereitendes Studienheft; auf dessen Grundlage hat jeder Studierende eine Forschungsfrage erarbeitet. Die Vorbereitung mit Literaturrecherche geschieht individuell; vor Ort führt dann jeder Teilnehmer ergänzende Interviews. Ihre Ergebnisse präsentieren die Studierenden vor der Gruppe und fertigen schließlich eine Projektarbeit an. „Dabei suchen sich die Teilnehmer solche Fragen aus, die einen Bezug zu ihrem jeweiligen beruflichen Umfeld haben“, sagt Eva Cendon. Was macht eine Organisation zur lernenden Organisation – das war beispielsweise eine Frage aus ihrer Gruppe. „Das ist ein Beispiel dafür, wie wir die Reflexion in der Praxis verstehen“, sagt Cendon.

Mit ihren Angeboten will sich die DUW künftig nicht nur an individuelle Studierende richten, sondern auch an Institutionen. Man verstehe sich als „Partnerin für die Personalentwicklung von Organisationen des Profit- wie des Non-Profit-Bereichs“ und unterstütze diese „im Zusammenspiel von innerbetrieblicher Weiterbildung, dem Lernen am Arbeitsplatz und den Angeboten formaler Bildungseinrichtungen“, heißt es in der Selbstdarstellung. Schon jetzt sind zahlreiche Studierende mit Unterstützung der Arbeitgeber an der Universität. Diese Quote soll künftig weiter steigen.

Finanziell sei die Deutsche Universität für Weiterbildung bislang noch ein Zuschussbetrieb. „Man braucht in dem Feld einen langen Atem, bis vielleicht sogar etwas Geld übrigbleibt“, sagt Kanzler Dr. Udo Thelen. Die DUW rechne mit einer Frist von mindestens fünf Jahren, bis sich die Einrichtung selbst trage. In den Verträgen zwischen FU und Klett-Gruppe ist aber für alle Fälle auch schon festgelegt, was eines Tages mit eventuellen Gewinnen geschieht: Sie sollen genau hälftig zwischen den beiden Partnern aufgeteilt werden.

Die DUW in Zahlen

Die 2008 gegründete Deutsche Universität für Weiterbildung (DUW) ist im Rahmen einer Public Private Partnership zwischen der Freien Universität Berlin und dem Klett-Verlag entstanden. Trotz der organisatorischen Nähe zur FU – viele Dozenten stammen von dort – ist sie eine eigenständige Universität. Alle Studiengänge richten sich an Praktiker, die seit mindestens einem Jahr im Beruf stehen. Heute sind sieben Studiengänge und 21 Zertifikatsangebote im Programm; immatrikuliert haben sich etwa 500 Studierende. An der DUW arbeiten derzeit rund 40 Mitarbeiter, von denen die Hälfte Wissenschaftler sind. Das Lehrangebot wird zusätzlich durch externe Lehrende gewährleistet, die aus der Wissenschaft, teils aber auch aus der Praxis kommen. Ein Studium kostet je nach Fach zwischen 650 Euro für Masterstudiengänge und bis zu 925 Euro monatlich für zwei- bis achtmonatige Zertifikatsprogramme; hochgerechnet auf die zweijährige Regelstudiendauer der Masterprogramme entspricht das einem Gesamtbetrag von 15.600 Euro. Manche Studierende kommen schon vergleichsweise früh nach ihrem ersten Studienabschluss im Alter von Mitte 20 an die DUW; andere Bewerber schreiben sich aber auch mit Ende 50 noch einmal an der Universität ein.

Eigene Forschung

Obwohl sich die DUW auf das Thema Weiterbildung spezialisiert, engagiert sie sich als eigenständige Universität auch in der Forschung. Dabei wird Wert darauf gelegt, dass die Weiterbildungsstudierenden sich entweder an der Forschung beteiligen oder davon profitieren. Die meisten der jetzigen Projekte sind am Department für Bildung angesiedelt; sie reichen von der Lehr- und Lernforschung in der Mathematikdidaktik über Studienformate im Fernstudium bis hin zur Frage des Studierens ohne ersten Hochschulabschluss.

Der wissenschaftliche Stab befindet sich derzeit noch im Aufbau: Einige Professuren gibt es bereits, ihre Zahl soll mittelfristig auf ein gutes Dutzend ansteigen. „Die Möglichkeit, dass wir Professoren berufen können, gehört zu den wichtigsten Gründen für unsere Eigenständigkeit als Universität“, sagt Kanzler Dr. Udo Thelen. Die Kriterien für eine Berufung unterscheiden sich von denen an anderen Hochschulen: „Bei uns hat die Zufriedenheit der Studierenden bei der Entscheidung mindestens den gleichen Stellenwert wie hochrangige Publikationen“, so Thelen.

Inkubator mit Strahlkraft

Mit Mitteln aus den EU-Strukturfonds soll die regionale Entwicklung im Raum Lüneburg angeschoben werden. Im Zentrum der Projekte steht die Leuphana Universität. Die Studierenden profitieren gleich auf mehreren Wegen von dem Geld aus Brüssel – etwa durch Stipendien, eine engere Einbindung in die Forschung oder eine Gründungsberatung

D

ie statistischen Daten kennt Thorsten Kurtz längst auswendig: Die Region um Lüneburg hat einen unterdurchschnittlichen Anteil von Beschäftigten mit Hochschulabschluss, es gibt wenige Angestellte in wissensintensiven Dienstleistungsbranchen, und auch der Bereich Forschung und Entwicklung ist unterdurchschnittlich entwickelt. „Daran wollen wir etwas ändern“, ruft er – und genau das ist sein Hauptberuf: Kurtz ist einer der führenden Mitarbeiter des Innovations-Inkubators an der Leuphana Universität Lüneburg. Etwa 86 Millionen Euro Fördermittel fließen in den nächsten Jahren in das Projekt, zum großen Teil aus dem **Strukturfonds der Europäischen Union**.

Die Besonderheit dabei: Eigentlich dient das Geld aus den EU-Strukturfonds der Regionalförderung. Bundesweit gibt es keine andere Hochschule, die in dieser Form aus den Strukturfonds bezuschusst wird. Lüneburg bekommt deshalb die Gelder, weil Universität und regionale Entwicklung miteinander verbunden werden. „Das ist eine tolle Chance, an der gesamten Universität neue Ideen umzusetzen“, sagt Thorsten Kurtz. Das Projekt läuft bereits auf Hochtouren, und schon jetzt ist deutlich, dass alle davon profitieren können: Die Studierenden durch ein besseres Studien- und Stipendienangebot,

die Wissenschaftler durch mehr Geld für die Forschung, die örtlichen Unternehmen durch gemeinsame Projekte mit der Universität und die Region durch den Zuzug von qualifizierten Arbeitskräften. Die Universität als Katalysator für die regionale Entwicklung – das soll in Lüneburg unter Laborbedingungen erprobt werden.

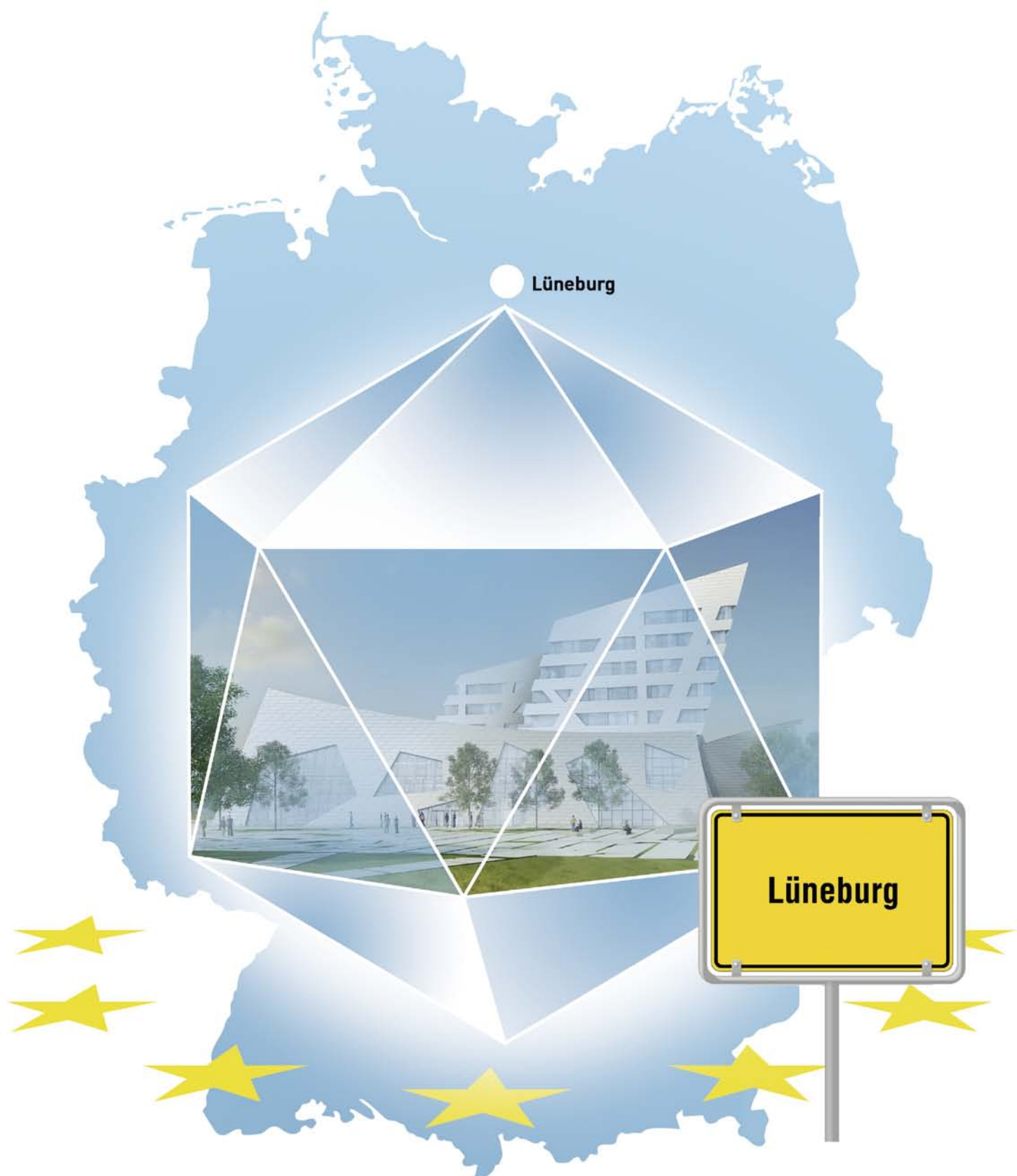
Die Auflagen für die Verwendung der EU-Gelder sind allerdings streng. So darf die Universität aus diesem Topf keine regulären Lehrveranstaltungen bezahlen und sie darf nicht die bestehenden Studiengänge subventionieren. Das Geld wirkt vielmehr indirekt – „um im Bild des Inkubators zu bleiben: Die ganze Universität wird angesteckt“, sagt Universitäts-Präsident Professor Dr. Sascha Spoun.

Damit das gelingt, hat man an der Leuphana eine zusätzliche Ebene in die Hochschulstruktur eingezogen. Die Lüneburger Universität war bereits vorher an das angelsächsische System angelehnt mit einem College für die Bachelor-Ausbildung, einer Graduate School für die Master- und Promotionsstudierenden sowie einer Professional School für die Weiterbildung. Jetzt kam als eigenständige Organisationseinheit der Innovations-Inkubator hinzu – eine in sich geschlossene Abteilung, die aber in alle anderen Bereiche hineinwirkt. Sämtliche Projekte zur Regionalförderung werden zentral von hier aus gesteuert; mit seinen mehr als 200 Mitarbeitern ist der Inkubator auf Antrieb zu einer großen eigenständigen Einheit geworden. Die Schwerpunkte der Förderung liegen auf den Bereichen Digitale Medien, Gesundheit sowie Nachhaltige Energie.

Der Innovations-Inkubator hat mehrere Schnittstellen mit den Masterstudien-

Die Strukturfonds dienen als Bestandteil der EU-Regionalpolitik der Förderung der regionalen Wirtschaftsentwicklung in strukturschwachen Gegenden. Dabei wird nachgeordnet auch das Ziel der Anpassung und Modernisierung des Bildungs-, Ausbildungs- und Beschäftigungssystems verfolgt.





Hochkarätiges Beispiel: In Lüneburg steht die Universität dank EU-Geldern im Mittelpunkt der regionalen Entwicklung



Selbst Hand anlegen: Dass die Studierenden mitmachen, ist in Lüneburg gewollt

gängen der Universität. Zum Beispiel an der Graduate School: Dort werden in den nächsten Jahren 15 Gastprofessoren finanziert; hochkarätige Experten aus mehreren Ländern sind schon gewonnen. Von der Lehre sind sie freigestellt, weil das mit der Zweckbindung der Mittel kollidieren würde. Ziel ist es stattdessen, dass die Gastprofessoren Kontakte zur örtlichen Wirtschaft knüpfen und gemeinsame Projekte anstoßen. Wie genau sie dabei vorgehen, ist ihnen überlassen. An ihrer Fakultät können sie Gastvorträge halten, Studierende bei konkreten Forschungsprojekten beraten oder Masterarbeiten als Zweitgutachter betreuen. „Eine rein additive Struktur“, sagt Professor Dr. Andreas Reindl – „und doch mit einem großen Potenzial für die Fakultät.“

Reindl ist international anerkannter Experte für europäisches und US-amerikanisches Wettbewerbsrecht. Als einer der ersten Wissenschaftler ist er über den Inkubator nach Lüneburg berufen worden. Seine Pläne hat er klar umrissen: Für regionale Unternehmen will er sich mit dem Thema Compliance beschäftigen. Um Kartell- und Patentrecht etwa geht es da; Themen, die seiner Beobachtung nach bei kleinen und mittelständischen Unternehmen nicht auf der Tagesordnung stehen, aber bei Nichtbeachtung gravierende Folgen zeitigen können. „Die besondere Herausforderung für mich ist es, meine internationalen Erfahrungen im regionalen Bereich nutzbar zu machen“, sagt Reindl. Ihm schwebt vor, ein vorbeugendes Programm aufzulegen und konkrete Hilfestellung zu geben, wie man das Thema in die Unternehmensstruktur einbinden kann. Denkbar wären etwa Runder-Tisch-Gespräche. „Das sind Veranstaltungen, die natürlich für Studierende offenstehen“, sagt Reindl. Dort können sie sich aktiv einbringen und zugleich Einblicke in die Unternehmenspraxis gewinnen – eine Extramühe, die sich zwar für das Studium nicht anrechnen lässt, aber wertvolle Erfahrungen verspricht. Und vielleicht sind solche Begegnungen auch der Anstoß zu einer Abschlussarbeit, für die Reindl im Rahmen der Betreuung ein Ansprechpartner sein könnte.

So ähnlich funktioniert auch bei den anderen Gastprofessoren die Einbindung in die Masterstudiengänge: Sie bieten zusätzliche Veranstaltungen an, deren Besuch für die Studierenden zwar nicht obligatorisch ist, aber ihren Blick weiten kann. Und auch indirekt haben sie etwas davon: Wenn

der von den Gastprofessoren geknüpfte Kontakt in die regionale Wirtschaft zu einer dauerhaften Kooperation mit der Universität führt, entstehen daraus Forschungsaufgaben – und an denen können sich die Studierenden natürlich beteiligen.

Und auch über ein zweites Instrument profitiert die Graduate School von dem Lüneburger Innovations-Inkubator: Insgesamt 30 Master- und 20 Promotionsstudierende bekommen für 24 bis 36 Monate ein Stipendium, das mit monatlich 800 beziehungsweise 1300 Euro dotiert ist. In ihrer Arbeit, das ist die Auflage, forschen sie zu einem Thema mit regionalem Bezug (s. Portrait auf S. 33). Auch hier ist die Verbindung von Regionalentwicklung und universitärer Forschung, wie sie der Inkubator herstellen soll, direkt greifbar.

Im Bereich Weiterbildung sind die Wirkungen des Inkubators auf die Studierenden ebenfalls zu spüren: „Weit mehr als die Hälfte unserer Stellen sind durch den Inkubator finanziert“, sagt Heiko Franken, Geschäftsführer der Professional School. Die Anschubfinanzierung für neue Masterstudiengänge – von der Projektentwicklung über die Erstellung von Fallstudien für die Unterrichtsmaterialien und die Konzeption von E-Learning-Angeboten bis hin zum Marketing – kommt über den Inkubator von der EU. Diese Angebote, so ist die Zielsetzung, sollen die Region gleich in doppelter Hinsicht fördern: Zum einen schaffen sie Qualifizierungsangebote im Nahbereich, die für örtliche Unternehmen und ihre Mitarbeiter offenstehen und somit die Wettbewerbsfähigkeit erhöhen. Zum anderen holen die weiterbildenden Studiengänge gute Leute nach Lüneburg; immer mit der Chance, sie an die Stadt zu binden.

Sechs weiterbildende Masterstudiengänge gibt es derzeit an der Professional School, weitere fünf sind in Vorbereitung. Sie sehen Präsenzphasen alle drei bis vier Wochen vor, hinzu kommen Haus- und Projektarbeiten. Ein Beispiel ist der bundesweit einmalige Master Baurecht und Baumanagement, der jetzt startet. „Es geht darin, vereinfacht gesagt, um kaufmännisches Risikomanagement bei Bauprojekten“, sagt Studiengangleiter Professor Dr. Ralf Schottke. An der Schnittstelle von Ingenieur-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften ist das Angebot angesiedelt. Warum werden fast alle Bauvorhaben teurer als geplant – und wie lässt sich das steuern? Diese Fragen stehen im Mittelpunkt. Die Vertragsgestaltung spielt darin ebenso eine Rolle wie

das konkrete Baumanagement. Dafür ist Wissen aus mehreren Bereichen notwendig: juristische Grundbegriffe ebenso wie das Verständnis von technischen Zusammenhängen und kaufmännischen Überlegungen. An der Schnittstelle dieser Bereiche sollen die Absolventen später Probleme mit großer Tragweite lösen. „Stellen Sie sich vor, auf eine Großbaustelle kommt ein Bauunternehmer mit 100 Arbeitern – und dann stellen Sie fest, dass es für die Arbeiter keine Pläne gibt, obwohl sie gleich loslegen könnten.“ Solche Fehler zu verhindern, ist später eines der möglichen Einsatzgebiete der Absolventen. Sie können dann im Fall der Fälle auch gleich klären, wer für Verspätungen oder Fehler verantwortlich ist. Baubegleitende Planung heißt das in der Branche, und der Lüneburger Studiengang bereitet genau darauf vor. 60 bis 70 Gewerke müssen auf einer Großbaustelle koordiniert werden. „Die Absolventen sind prädestiniert für Führungsaufgaben in großen Unternehmen“, sagt Professor Schottke – „oder sie machen sich mit einem eigenen Büro selbstständig.“

In diesem Fall kann der Innovations-Inkubator auch gleich weiterhelfen, denn Beratung für Existenzgründer zählt ebenfalls zum Angebotsspektrum. Genau da entsteht der Mehrwert für die regionale Entwicklung: Gute Leute an Lüneburg und die Region zu binden, das ist einer der Kerngedanken. Dazu leisten auch die weiteren Angebote an der Professional School einen Beitrag, von Zertifikatskursen bis hin zu berufsbegleitenden Bachelor-Studiengängen. Zusätzlich sind hier Kooperationen zwischen Wirtschaft und Wissenschaft angesiedelt. „Genau so funktioniert der Inkubator“, sagt Uni-Präsident Sascha Spoun: „Er soll unterschiedliche Fäden verknüpfen und spannende Bereiche zusammenbringen.“

Das langfristige Ziel, das Spoun dabei antreibt, ist auch eine weitere Profilierung Lüneburgs als Forschungsstandort. Nirgendwo anders in Deutschland klaffe ein so großer weißer Fleck ohne außeruniversitäre Forschungsinstitute wie in dem riesigen Gebiet zwischen Hamburg, Hannover und Bremen – mithin genau rund um Lüneburg. Durch eine Konzentration auf zukunftsweisende Projekte will man diese Lücke schließen, denn davon würde die Universität unmittelbar profitieren. Der Innovations-Inkubator, so heißt es an der Leuphana, sei eine wichtige Triebfeder für diese Entwicklung.



Elvia Gaida studiert Management und Marketing an der Leuphana Universität Lüneburg

Das Stipendium, von dem auch die regionale Wirtschaft profitiert

Dass ich meinen Master in Lüneburg mache, stand für mich von Anfang an fest. Ich studiere Management und Marketing, und hier an der Leuphana habe ich genau die Schwerpunkte gefunden, die mich interessieren: Marketing, Tourismus und regionale Entwicklung. Das ist auch der wichtigste Berührungspunkt mit dem Innovations-Inkubator an der Universität. Er vergibt jedes Jahr Stipendien für Master-Studierende, die ihre Abschlussarbeit über ein Thema zur regionalen Entwicklung schreiben. Das ist wie für mich geschaffen! Ich habe mich gleich beworben und bekomme seither durch den Inkubator eine finanzielle Unterstützung für meine Arbeit. Mein Thema? Ich entwickle eine touristische Vorteilskarte. So etwas gibt es ja schon in vielen Städten, wo man als Besucher ermäßigten Eintritt in Museen bekommt oder den Nahverkehr kostenlos benutzen kann. Ich möchte dieses Prinzip auf das Web 2.0 übertragen und damit eine jüngere Zielgruppe ansprechen. Dafür arbeite ich eng mit dem Tourismusverband in der Region zusammen. Um auch auswärtige Erfahrungen nutzbar zu machen, reise ich jetzt für ein halbes Jahr nach Malaga, wo ich eine Fallstudie über die Vorteilskarten erstelle, die sich dort etabliert haben. Ich bin mir sicher, dass ich da interessante Aspekte finde, die man für die Region hier adaptieren kann. Das ist eine klassische Win-Win-Situation: Von den Ergebnissen meiner Arbeit kann die Wirtschaft vor Ort profitieren. Und für uns Studierende wird Lüneburg als Studienort noch attraktiver. Ein ähnliches Stipendium etwa hätte ich nirgendwo anders bekommen. Aufgrund meiner Erfahrungen gefällt es mir so gut in Lüneburg, dass ich mir durchaus vorstellen kann, dauerhaft hier in der Ecke zu bleiben.

Masterprogramme für die ganze Welt

Bei ihren weiterbildenden Angeboten setzt die Hochschule Bremen auf eine internationale Zielgruppe. Ihr Graduate Center ist organisatorisch eigenständig – und so erfolgreich, dass es räumlich schon längst an seine Grenzen stößt



Hoch hinaus: Für die Absolventen geht es von den Bremer Wallanlagen in die Welt

E

in paar steinerne Stufen geht es von der Straße hinauf in das unscheinbare Bürogebäude, dann steht man mittendrin im International Graduate Center. Wo früher eine Firmenverwaltung untergebracht war, sind heute Studierende unterwegs: Auf drei Etagen reihen sich kleine Vorlesungssäle aneinander, auf den Fluren schnappt man englische Satzketten auf, die Kaffeemaschine in der kleinen Küche läuft auf Hochtour. Draußen vor dem Fenster liegt die Bremer Neustadt; ein paar Schritte nur sind es bis zur Weser. „Wir kommen räumlich an unsere Grenzen“, sagt Ramón Spiecker, Geschäftsführer des International Graduate Center (IGC): „Wenn wir mehr Platz hätten, könnten wir das Programmangebot erweitern und dadurch auch weiter wachsen!“

Für die Hochschule Bremen ist das IGC zum Erfolgsmodell geworden. Neun Master- und MBA-Studiengänge sind im Angebot, die meisten davon als Vollzeit-Programme. Sie richten sich gezielt an Studierende aus aller Welt, und tatsächlich zieht Bremen ein denkbar internationales Publikum an: 40 Länder sind am IGC vertreten, etwa die Hälfte der 200 Studierenden sind Ausländer. Es sind vor allem die besonderen Profile, die sie an den Bremer Angeboten interessieren: Von Aeronautical Management über European Studies reicht das Fächerspektrum bis hin zu International Tourism Management – ein klarer wirtschaftswissenschaftlicher Schwerpunkt also, angereichert um Spezialkenntnisse aus zukunftssträchtigen Regionen oder Branchen.

Die Besonderheit des International Graduate Center ist seine Eigenständigkeit. Allein schon räumlich wird das deutlich: Das Büro- und Seminargebäude liegt nicht unmittelbar auf dem Gelände der Hochschule; es sind einige hundert Meter Luftlinie dazwischen. Nah dabei, aber eben nicht unter einem Dach. „Seit 2009 sind wir eine eigene Betriebseinheit“, sagt Professor Dr. Tim Goydke, der akademische Direktor des IGC. Wirtschaftlich ist seine Einrichtung weitgehend unabhängig, die Studiengänge

tragen sich überwiegend selbst. Personell allerdings gibt es eine enge Verquickung mit der Hochschule: Die meisten Lehrenden sind Professoren an der Hochschule, die über ihr Lehrdeputat hinaus auf Honorarbasis am IGC unterrichten. Auch der akademische Direktor Goydke hat ein zusätzliches Büro an der Hochschule. „Ich sitze dort in etlichen Gremien und kümmere mich darum, dass das IGC als Bestandteil der Hochschule stärker wahrgenommen wird.“

Die Aufgabenteilung ist innerhalb der Hochschule klar umrissen: Während alle **konsekutiven Masterstudiengänge** unmittelbar von den Fakultäten angeboten werden, sind die weiterbildenden Formate überwiegend am IGC angesiedelt. Zulassungsvoraussetzung dort ist bei ausnahmslos allen Studiengängen eine mindestens einjährige Praxiserfahrung. Und: Alle Teilnehmer müssen Studienbeiträge zahlen, die zwischen 8.000 und 16.000 Euro für ein komplettes Programm liegen.

Das Konzept zum International Graduate Center ist über die Jahre hinweg gewachsen. Am Anfang stand ein MBA-Programm, das zu seiner Entstehungszeit 1998 noch weitgehend ohne Konkurrenz war. „Da kamen Teilnehmer aus ganz Nord- und Westdeutschland nach Bremen“, sagt IGC-Geschäftsführer Ramón Spiecker. Der berufsbegleitende Studiengang sei von den Interessenten förmlich überrannt worden, erinnert er sich. Um an diesen Erfolg anzuknüpfen, erweiterte die Hochschule ihr Angebot drei Jahre später um einen weiterbildenden Master in European Studies. „Da nahmen allmählich die organisatorischen Schwierigkeiten überhand“, erinnert sich Spiecker: „Wir brauchten ja für die

Anders als weiterbildende Masterstudiengänge schließen sie direkt an ein vorheriges Studium an, meistens an ein Bachelor-Programm, und bauen sowohl inhaltlich als auch fachlich auf dieses auf. Sie setzen keine Berufserfahrung voraus.



Foto: IGC, Hochschule Bremen



Der echte German touch: Studierende vor der Statue der Bremer Stadtmusikanten

Labor für Neuerungen: Was im Graduate Center funktioniert, wirkt auf die Hochschule zurück

Präsenzphasen am Samstag und Sonntag die Räumlichkeiten der Hochschule, die aber natürlich eigentlich geschlossen hatte.“Wie also kommt man in die Räume rein, wo kann man bei Bedarf spontan Kopien anfertigen, wo für die Teilnehmer einen Kaffee kochen? Die Lösung waren eigene Räumlichkeiten – 2004 bezog das International Graduate Center ein früheres Bürohaus, das für den Hochschulbetrieb komplett umgebaut worden ist. Das Geld für diese Startinvestitionen stammte vor allem aus dem Überschuss, den die beiden erfolgreichen Pionier-Studiengänge über die Jahre erwirtschaftet haben.

In den separaten Räumen wuchs das Graduate Center kontinuierlich; mehr Studierende schrieben sich ein und auch das Angebot wurde erweitert. Nach und nach entstanden so die Vollzeit-Studiengänge, die vor allem auf ein internationales Publikum zielen. Diese Ausrichtung ergänzt sich gut mit der konsequenten Internationalisierungsstrategie der Hochschule: Fast alle der **grundständigen Studiengänge** in Bremen sehen ein, manchmal sogar zwei obligatorische Auslandssemester vor. Deshalb gibt es eine breite Basis von Partnerhochschulen überall auf der Welt – und deshalb kommen schon seit Jahren zahlreiche ausländische Studierende im Austausch nach Bremen. „Es war für uns also nur konsequent, dieses Profil weiter auszubauen“, sagt Ramón Spiecker.

Die Bremer haben ihre Vollzeit-Studiengänge auf die Bedürfnisse des internationalen Publikums ausgerichtet.

Als grundständig werden Studiengänge bezeichnet, die zu einem ersten Hochschulabschluss führen. Zu ihnen zählen die Bachelor- sowie die bisherigen Magister- und Diplomstudiengänge.

Die meisten Angebote sind auf ein einziges Präsenzjahr hin verdichtet worden – ein Jahr in Bremen, in dem sämtliche Lehrveranstaltungen aufeinander folgen. Bei der Abschlussarbeit, die noch einmal etwa ein halbes Jahr dauert, sind die Studierenden dann räumlich ungebunden. Der Vorteil liegt auf der Hand: Für die kurzen Aufenthalte in Deutschland lassen sich meistens die Visa-Probleme einfacher lösen und für die Teilnehmer fallen geringere Lebenshaltungskosten an. Wegen des gedrängten Curriculums entwickelt sich ein reges Leben im IGC: Unter der Woche halten sich die Studierenden fast den ganzen Tag in den Seminarräumen auf, zwischen den Vorlesungen diskutieren sie oder arbeiten gemeinsam an den Aufgaben und Fallbeispielen. Bis 22 Uhr ist das Haus geöffnet; das sorgt für eine echte Campus-Atmosphäre.

Auch die insgesamt 16 Mitarbeiter des IGC sind auf die besondere Zielgruppe eingestellt. So gibt es ein eigenes International Office, in dem Probleme bei der Einreise ebenso gelöst werden wie Schwierigkeiten bei der Zimmersuche in Bremen. „Eine Betreuung, die so gut auf die internationalen Studierenden zugeschnitten ist, gibt es im Masterbereich kaum irgendwo anders“, heißt es in Bremen.

Und was hat die Hochschule von der ausgeprägt internationalen Kundschaft? Sie profitiere vor allem in zweierlei Hinsicht davon, sagt Professor Dr. Tim Goydke: Zum einen herrsche so eine internationale Atmosphäre an der Hochschule, die auch auf die anderen Studiengänge abfärbe. Und zum anderen dient das IGC dank seiner eigenständigen Stellung als Labor für Innovationen: Neuerungen lassen sich bei der vergleichsweise kleinen Organisationseinheit unkompliziert einführen – und

wenn sie sich bewähren, können sie auf die ganze Hochschule übertragen werden. Das gilt etwa für Fragen der Akkreditierung oder der Double-Degree-Programme und reicht bis hin zu verwaltungsrechtlichen Aspekten. „Ein einfaches Beispiel ist die Deckungsbeitragsrechnung, auf die wir unsere Verwaltung umgestellt haben. Nach unseren Erfahrungen damit denkt jetzt die gesamte Hochschule über die Einführung nach“, sagt Tim Goydke.

Der akademische Direktor will das IGC künftig neben den erfolgreichen Vollzeit-Programmen noch stärker im Bereich der berufsbegleitenden Studiengänge positionieren, die sich wegen der regelmäßigen Präsenzphasen vor allem an Interessenten aus Deutschland richten. Ein Beispiel dafür ist das **MBA-Programm** East Asian Management, das Goydke als Experte für die asiatische Region leitet. 2011 ist der erste Jahrgang gestartet, die Teilnehmer stammen aus dem ganzen deutschsprachigen Raum. Etwa ein Drittel des Curriculums entfällt auf regionale Studien, in denen es um kulturelle Besonderheiten und ein intensives Sprachtraining geht. Die beiden übrigen Drittel sind klassischen betriebswirtschaftlichen Aspekten gewidmet. „Natürlich wählen wir aber auch da Fallstudien und Praxisbeispiele aus asiatischen Ländern aus“, sagt Professor Goydke. Jeder Teilnehmer spezialisiert sich auf eines der Schwerpunkt-Länder (China, Indien, Japan oder Korea); die Inhalte werden dann gezielt auf seinen regionalen Fokus zugeschnitten.

Solche Lücken im bundesweiten Weiterbildungsangebot wollen die Bremer auch künftig schließen. Zunächst aber, so Goydke, müsse man sich ein größeres Seminar- und Verwaltungsgebäude suchen. „Derzeit fahren wir mit angezogener Handbremse. Wir haben gar nicht den Platz für neue Bewerber.“ Mittelfristig wolle man die Zahl der Studierenden von 200 auf etwa 500 erhöhen. Wenn das erreicht sei, werde das IGC wohl auch profitabel: Während es sich derzeit schon weitgehend selbst finanziere, könne man dann vielleicht sogar Erlöse an die Hochschule abführen.

Kurzform für einen Master of Business Administration. Ein postgraduales Management-Studium, das Absolventen anderer Fachrichtungen wirtschaftswissenschaftliche Methoden und Ansätze vermittelt.

„Ich will mehr über Deutschland erfahren“

Mariann Karlstad (25) aus Norwegen und **Detrick Brown** (31) aus den USA sind im Studiengang „International MBA“ an der Hochschule Bremen eingeschrieben



Foto: Kilian Kirchgäßner

Detrick Brown: Warum wir gerade in Bremen studieren? Naja, der Weg war bei uns beiden ganz ähnlich: Ich habe in den USA meinen ersten Abschluss in Betriebswirtschaft gemacht und dann gearbeitet, erst in der Buchhaltung einer Non-Profit-Organisation und dann bei einem großen Computerunternehmen. Ich war auch schon mal in Spanien, das war meine erste Europa-

Erfahrung. Irgendwann wollte ich dann einfach noch mal an die Uni, und das am liebsten im Ausland.

Mariann Karlstad: Ich habe in Oslo und in Sevilla studiert und drei Jahre in einer Personalabteilung gearbeitet. Dann wollte ich meine Karrierechancen erweitern und habe darüber nachgedacht, noch einmal im Ausland zu studieren. Und da bietet sich dieses Programm hier aus Bremen eben an. Es wird von sieben Hochschulen auf der ganzen Welt im Verbund organisiert – aus Deutschland, Spanien, Frankreich, Russland, den USA und Malaysia. Die ersten fünf Kernmodule sind überall gleich, die kann man in einem Land seiner Wahl studieren. Danach sucht man sich seine Hochschule nach der angebotenen Vertiefungsrichtung aus.

Detrick Brown: Wir sind für die ersten Module hier. Ich wollte ganz bewusst wieder nach Europa, und mir hat es in Deutschland echt gefallen. Alles ist so organisiert, die Leute sind nett und sie achten so auf den Umweltschutz – das ist beeindruckend zu sehen.

Mariann Karlstad: Ich wollte deshalb hierher, weil Deutschland in der Europapolitik so wichtig ist. Ich will mehr über dieses Land erfahren. Und ich muss sagen, dass es mir wirklich gut gefällt. Aber manches ist gewöhnungsbedürftig. Die Deutschen sind zum Beispiel schon ziemlich direkt. Wir hatten im Programm einige Deutsche, und manchmal habe ich wirklich über sie gestaunt: Ständig haben sie diskutiert, manchmal sogar richtig gestritten. Da sind wir Skandinavier doch eher etwas zurückhaltender.

Detrick Brown (lacht): Ich erinnere mich noch an die erste Gruppenarbeit: Noch bevor wir richtig angefangen haben, waren sie schon in Diskussionen über die Agenda unseres Treffens vertieft! Ich habe davon viel gelernt – ich glaube, dieses internationale Team hat uns allen wertvolle Erfahrungen gebracht.

Mariann Karlstad: Wenn die Seminare hier in Bremen fertig sind, gehe ich für den nächsten Teil meines Studiums nach Spanien an die Universität von Valencia. Anschließend bekomme ich ein Doppel-diplom aus Deutschland und Spanien. Was ich damit mache? Erstmal gehe ich wohl nach Norwegen zurück. Was danach kommt – da lasse ich mich überraschen.

Der Karriere-Master

Das Karlsruher Institut für Technologie (KIT) bietet über eine Tochterfirma komplexe Studiengänge an der Schnittstelle von Management und Ingenieurwesen an. Zielgruppe sind leitende Mitarbeiter in weltweit agierenden Unternehmen – und die schicken ihre Führungskräfte gleich reihenweise



Die Liste der Partnerunternehmen ist imposant: BASF, BMW, Bosch, Daimler, IBM, Porsche und Siemens beteiligen sich; insgesamt mehr als drei Dutzend Firmen sind eng mit der Hector School verbunden. Für sie bedeuten die sieben Masterstudiengänge ein wichtiges Instrument zur Führungskräfte-Qualifizierung. Deshalb sollen die Studiengänge, die inhaltlich im Grenzbereich zwischen Wirtschaft und Ingenieurwesen angesiedelt sind, die wissenschaftliche Stärke des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT) mit einem praxisorientierten Ansatz verbinden.

Schon in den 90er Jahren gründete die Universität Karlsruhe – lange vor dem Zusammenschluss mit dem Forschungszentrum Karlsruhe zum KIT – eine gemeinnützige GmbH mit dem Namen International Department. Diese GmbH bildet das Dach über drei eigenständigen Einrichtungen: Neben der Hector School gibt es die Carl Benz School, die ein Bachelorprogramm in englischer Sprache anbietet, sowie die Karlsruhe School of Optics and Photonics. „Diese Struktur war zur Zeit der Ausgründung notwendig, damit wir die Partnerunternehmen ins Boot holen konnten“, sagt Geschäftsführerin Judith Elsner.

Die Studiengänge an der Hector School, die nach dem SAP-Mitbegründer Hans-Werner Hector benannt ist, sind auf eine Dauer von drei Semestern angelegt. Für die Masterarbeit sind anschließend vier bis sechs Monate vorgesehen. Neue Bewerber werden alle anderthalb Jahre aufgenommen; immer dann, wenn ein Studienzyklus abgeschlossen wird. Die Studiengänge, deren Bandbreite von Financial Engineering über Management of Product Development bis hin zu Green

Mobility Engineering reicht, setzen sich aus zehn Modulen zusammen. Fünf davon beschäftigen sich mit Management-Themen und werden für alle Studiengänge gemeinsam angeboten; die andere Hälfte ist dann den Inhalten der jeweiligen Studiengänge vorbehalten. Die Masterprogramme sind als Präsenzstudium angelegt. Damit jedes der zehn Module nur zwei Wochen dauert, ist diese Zeit prall gefüllt: Montags bis freitags finden zwischen 8 und 17.15 Uhr Seminare statt, jeweils samstags werden Prüfungen abgehalten. In diesen Intensiv-Phasen können die Studierenden gleich auf dem Campus wohnen; die Universität bietet ihnen kleine Apartments an.

„Wir haben uns bewusst entschieden, hochwertige Masterstudiengänge anzubieten“, sagt Judith Elsner. Ein MBA-Programm wollte man nicht aufbauen: „Unsere Karlsruher Stärke ist nun einmal der ingenieurwissenschaftliche Bereich, das möchten wir mit den Master of Science-Titeln auch nach außen hin deutlich machen.“

Die meisten Studierenden werden von ihren Arbeitgebern zu den Masterprogrammen an der Hector School entsandt. Für die Unternehmen dient das als gezielte Führungskräfte-Weiterbildung. Das Durchschnittsalter der Teilnehmer liegt bei rund 30 Jahren; Zugangsvoraussetzung ist neben einem abgeschlossenen Erststudium ein Nachweis von hervorragenden englischen Sprachkenntnissen. Von den ungefähr 40 Teilnehmern, die sich in jedem Studienzyklus auf die sieben Studiengänge verteilen, stammen etwa 40 Prozent aus dem Ausland und arbeiten entweder in den deutschen Niederlassun-



Foto: LES/KIT in Kooperation mit HECTOR School of Engineering & Management/KIT

Instrument zur Führungskräfte-Weiterbildung: Unternehmen schicken ihre besten Leute zum Studium an die Hector School

gen der beteiligten Konzerne oder in ihren ausländischen Tochtergesellschaften. Etwa 30.000 Euro kostet ein Masterstudiengang, in der Regel unterstützen die Arbeitgeber ihre Mitarbeiter bei dieser Investition. Bevor das Studium beginnt, müssen sich die Bewerber aber auch dem strengen Auswahlverfahren an der Hector School unterziehen; dazu gehören neben den fachlichen und formalen Voraussetzungen unter anderem zwei jeweils halbstündige Interviews.

Viele der Lehrenden stammen direkt vom KIT, die Hector School arbeitet aber bewusst auch mit Experten aus den Unternehmen zusammen. „Uns ist der enge Kontakt zur Praxis wichtig“, sagt Geschäftsführerin Judith Elsner. Deshalb stehen zusätzlich Gastvorlesungen auf dem Programm, zu denen Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik eingeladen

werden. Die Ex-Ministerpräsidenten Lothar Späth und Günther Oettinger waren schon in Karlsruhe, ebenso wie der frühere Porsche-Chef Wendelin Wiedekind und zahlreiche Vorstandsmitglieder großer deutscher Konzerne.

Dieses hochkarätige Programm, davon ist man in Karlsruhe überzeugt, spreche sich herum. „Wir gehen davon aus, dass sich die Weiterbildung in Deutschland in eine Richtung entwickelt, die etwa in Amerika schon zu sehen ist: Dort bilden sich Mitarbeiter auch in höherem Alter noch weiter, während hier vor allem vergleichsweise junge Leute an berufsbegleitenden Studiengängen interessiert sind“, sagt Judith Elsner. Das KIT sei nicht zuletzt dank der Hector School auf diese Entwicklung bestens vorbereitet.

Der Master als Wettbewerbsvorteil

Die Duale Hochschule Baden-Württemberg hat traditionell nur Bachelor-Studiengänge angeboten – mit ihren neuen Masterprogrammen will sie sich eine neue Zielgruppe erschließen

Karriereposten: Viele Unternehmen wollen über das Masterstudium gute Mitarbeiter rekrutieren

D

ie große Wende in der Geschichte des **dualen Studiums** in Baden-Württemberg kam im Jahr 2009: Damals gingen die Berufsakademien, die bis dahin bestanden, in die Duale Hochschule Baden-Württemberg (DHBW) über; eine neue, gemeinsame Organisationsform. Die Zahl der Studierenden stieg auf heute 27.700; damit ist die DHBW eine der größten Hochschulen Baden-Württembergs. Von Politikern wird die Duale Hochschule immer wieder als beispielhaftes Modell aus dem Südwesten gepriesen – nicht zuletzt deshalb, weil sie dank ihrer acht Standorte und vier Außenstellen regionale Nahversorgung mit einem bundesweit beachteten Erfolgsprinzip verknüpft.

Dazu sollen künftig auch Masterstudiengänge beitragen. „Die frühen Berufsakademien haben sich auf den Bachelor konzentriert“, sagt Professor Dr. Ulf-Daniel Ehlers. Der studierte Bildungswissenschaftler ist Vizepräsident für Qualität und Lehre und im Vorstand der Dualen Hochschule auch für Forschung zuständig. „Mit der Hochschulwerdung haben wir natürlich auch die Aufgabe, uns weiterzuentwickeln – und dazu gehören eben auch Masterangebote und die kooperative Forschung.“ Ehlers ist seit 2011 im Amt, die neue Ausrichtung der Hochschule ist derzeit seine größte Herausforderung: „Wir spüren eine unglaubliche Dynamik. Als noch junge Hochschule tut sich hier für uns etwas ganz Neues auf!“

Kombiniert die praktische Ausbildung in einem Unternehmen mit der theoretischen Fundierung einer Hochschule. Die Studierenden durchlaufen beide Teile parallel.

Die Besonderheit des dualen Studiums ist die Einbindung der Arbeitgeber. Bei den grundständigen Angeboten hat das eine lange Tradition: Die Studierenden unterschreiben einen Arbeitsvertrag mit einem der beteiligten Unternehmen und teilen ihre Arbeitszeit zwischen den akademischen Studienphasen an der Hochschule und den betrieblichen Studienphasen in der Firma auf. So können die Studierenden viele theoretische Erkenntnisse gleich anwenden, und die Unternehmen bekommen Nachwuchskräfte, die sowohl akademisch gebildet als auch mit den Standards in der Firma vertraut sind. Etwa 9.000 Firmen bundesweit sind als Partner am dualen Studium beteiligt. Die enge Kooperation schlägt sich auch in der Verfasstheit der Hochschule nieder: Viele Gremien sind paritätisch besetzt mit Vertretern aus Hochschule und Unternehmen.

„In letzter Zeit haben sich viele Unternehmen immer stärker gewünscht, dass wir auch Masterstudiengänge anbieten“, sagt Vizepräsident Ulf-Daniel Ehlers: „Für sie ist das oftmals unabdingbar, um gute Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu rekrutieren.“ Die besten Abiturienten nämlich wünschten sich oft eine Perspektive, die weiter reicht als bis zum Bachelor – und wenn die Duale Hochschule das nicht anbieten könne, dann würde sie diese Kandidaten auch nicht gewinnen. Nicht zuletzt sei es dieser Wettbewerb um Talente, der die Entscheidung zugunsten von Masterstudiengängen maßgeblich beeinflusst habe.

Derzeit sind an der Dualen Hochschule sechs weiterbildende Masterangebote im Programm, die insgesamt elf Vertiefungsmöglichkeiten bieten; innerhalb der nächsten Semester sollen weitere





Foto: DHBW / Fotografie: Niels Schubert

Gute Aussichten: Für viele Studierenden sind die Masterprogramme und die damit verbundenen Karrierechancen ein wichtiges Argument für die Duale Hochschule



Foto: © DHBW Stuttgart

Ein Plus für die Karriere: Mit den Masterstudiengängen sprechen die beteiligten Unternehmen eine andere Zielgruppe an als mit dem dualen Bachelor



Foto: © DHBW Stuttgart

Der Anspruch an die dualen Master: Verzahnung von Theorie und Praxis sowie Wissenschaftlichkeit

Studiengänge hinzukommen. Die Bandbreite reicht von klassischen Businessprogrammen wie Personalmanagement, Marketing oder Banking und Finance bis hin zu Informatik oder Engineering. Das Prinzip ist überall vergleichbar: Es werden nur Bewerber zugelassen, die bereits mindestens ein Jahr Praxiserfahrung haben; konsekutiv lässt sich das Masterangebot nicht studieren. Wichtig ist zudem die enge Abstimmung mit den Arbeitgebern, wie sie sich im Bachelor-Bereich schon bewährt hat. „Wir führen in jedem einzelnen Fall ein eingehendes Gespräch mit dem Arbeitgeber und dem Studienbewerber und verlangen ein klares Bekenntnis des Unternehmens zum Masterstudium“, so Ulf-Daniel Ehlers. Dafür wird ein Vertrag aufgesetzt, in dem Punkte wie mögliche Freistellungen von der Arbeit geregelt sind und die Mitwirkung des Unternehmens an den praktischen Komponenten des Studiums. Denn das gehört in jedem Fall dazu: Die theoretischen Kenntnisse werden mit einer Reflexionsaufgabe in die Praxis zurückgespiegelt – etwa, indem die Studierenden untersuchen, wie bestimmte Prozesse in ihrem Unternehmen geregelt sind oder nach welchen Kriterien Betriebsabläufe organisiert werden. Im Mittelpunkt steht immer die Verzahnung von Theorie und Praxis vor dem wissenschaftlichen Anspruch der Masterstudiengänge, die vollständig in das Qualitätsmanagement der Dualen Hochschule integriert sind.

Zu den Anforderungen der Hochschule an ihre Masterangebote gehört ein unverwechselbares Profil, das auf die besonderen Voraussetzungen des dualen Studiums abgestimmt ist. Ein Beispiel ist der Studiengang Governance Sozialer Arbeit. „Es gibt in Deutschland schon so viele Angebote im Bereich Social Management,

dass wir nicht einfach noch einen weiteren Studiengang in dieser Richtung einrichten wollten“, sagt der wissenschaftliche Leiter Professor Paul-Stefan Roß: „Wir hängen also bewusst keinen betriebswirtschaftlichen Appendix an das Studium der Sozialen Arbeit an, sondern verfolgen eher ein politikwissenschaftliches Konzept, das wir in Richtung Governance entwickelt haben.“ Die Absolventen sollen nicht nur handwerkliches Rüstzeug für Führungsaufgaben bekommen, sondern mit dem „Konzept der Steuerung und Gestaltung sozial(wirtschaftlich)er Organisationen“ vertraut gemacht werden, wie es in der Beschreibung des Studiengangs heißt. Dabei werden „analytische, ethische, strategische und praktische Kompetenzen“ vermittelt.

Die Teilnehmer des Programms kommen aus allen Bereichen der sozialen Arbeit: Einige sind als Jugendsozialarbeiter bei kommunalen Trägern beschäftigt, andere sind Mitarbeiter von freien Trägern im Bereich der Alten- und Krankenpflege und manche haben sich mit einer eigenen Firma selbständig gemacht. Viele sind in mittleren Führungspositionen, heißt es bei der Dualen Hochschule. Mit dem Masterstudiengang wollen sie gewohnte Routinen aus ihrer Arbeit hinterfragen und sich für höhere Aufgaben qualifizieren.

Zum Curriculum gehören Felder wie Gesellschaftstheorie und Organisationssoziologie, die unter dem Gesichtspunkt der praktischen Anwendung behandelt werden. Ähnlich ist das Vorgehen im Bereich der empirischen Sozialforschung, die nicht als Selbstzweck vermittelt wird: Die Absolventen sollen Studien richtig lesen und komplexe Untersuchungen beauftragen können, die weit über einfache Befragungen und Strichlisten hinausgehen. „Die

Teilnehmer haben ein großes Interesse an der Theorie“, sagt Studiengangsleiter Paul-Stefan Roß: „Im Bachelor denken manche noch zu sehr praxisorientiert und fragen sich ständig, was ihnen die konkreten Inhalte für ihren Beruf bringen. Im Master wollen sie bewusst hinter die praktischen Aspekte schauen.“ Das spiegelt sich auch bei den Abschlussarbeiten wider, die im Masterstudiengang wesentlich forschungsorientierter sind.

Die Lehre obliegt zum großen Teil den Hochschulprofessoren, teilweise verpflichtet die Duale Hochschule aber auch Experten aus der Praxis. „Der erfahrene Fundraiser aus einer großen Organisation kann zum Beispiel wesentliche Aspekte beisteuern“, sagt Paul-Stefan Roß.

Obwohl die Nachfrage nach den grundständigen Bachelor-Studiengängen gewaltig sei, zeige sich bereits jetzt, dass die Masterangebote eine „notwendige und gute Ergänzung“ seien, sagt Vizepräsident Ulf-Daniel Ehlers: „Wir haben in den zurückliegenden Monaten mehr als 150 neue Professoren eingestellt, und auch viele der neuen Kollegen begrüßen die Entwicklungen im Masterbereich grundsätzlich sehr.“

Im Vergleich zu diesem klassischen Aufgabenbereich der Dualen Hochschule soll die Zahl der Masterangebote beschränkt bleiben. In jedem Fall sei der Bachelor der Regelabschluss, sagt Ehlers. Während an Universitäten bis zu 75 Prozent der Absolventen in den Master strebten und an Fachhochschulen bis zu 50 Prozent, solle die Übergangsquote an der Dualen Hochschule deutlich darunter bleiben. Auf eine konkrete Zahl will sich Ehlers aber nicht festlegen. „Wir stellen fest, dass viele Bachelor-Absolventen im Beruf so zufrieden und so erfolgreich sind, dass sie gar keinen Grund sehen, noch einen Master zu machen, der ja ein beträchtliches persönliches und finanzielles Engagement erfordert“, sagt er. Letztlich hänge das Interesse aber stark von den Studienbereichen ab: Während in manchen Bereichen so gut wie gar kein Interesse an einem Masterprogramm bestehe, drängten die Absolventen aus anderen Feldern vehement auf ein weiterführendes Studienangebot. Besonders bei Unternehmen aus der Finanzwirtschaft und der Informationstechnologie sei die Nachfrage sehr hoch, stellt Professor Ulf-Daniel Ehlers fest. Deshalb konzentrierte man sich bei den Masterstudiengängen vor allem auf diese Bereiche.

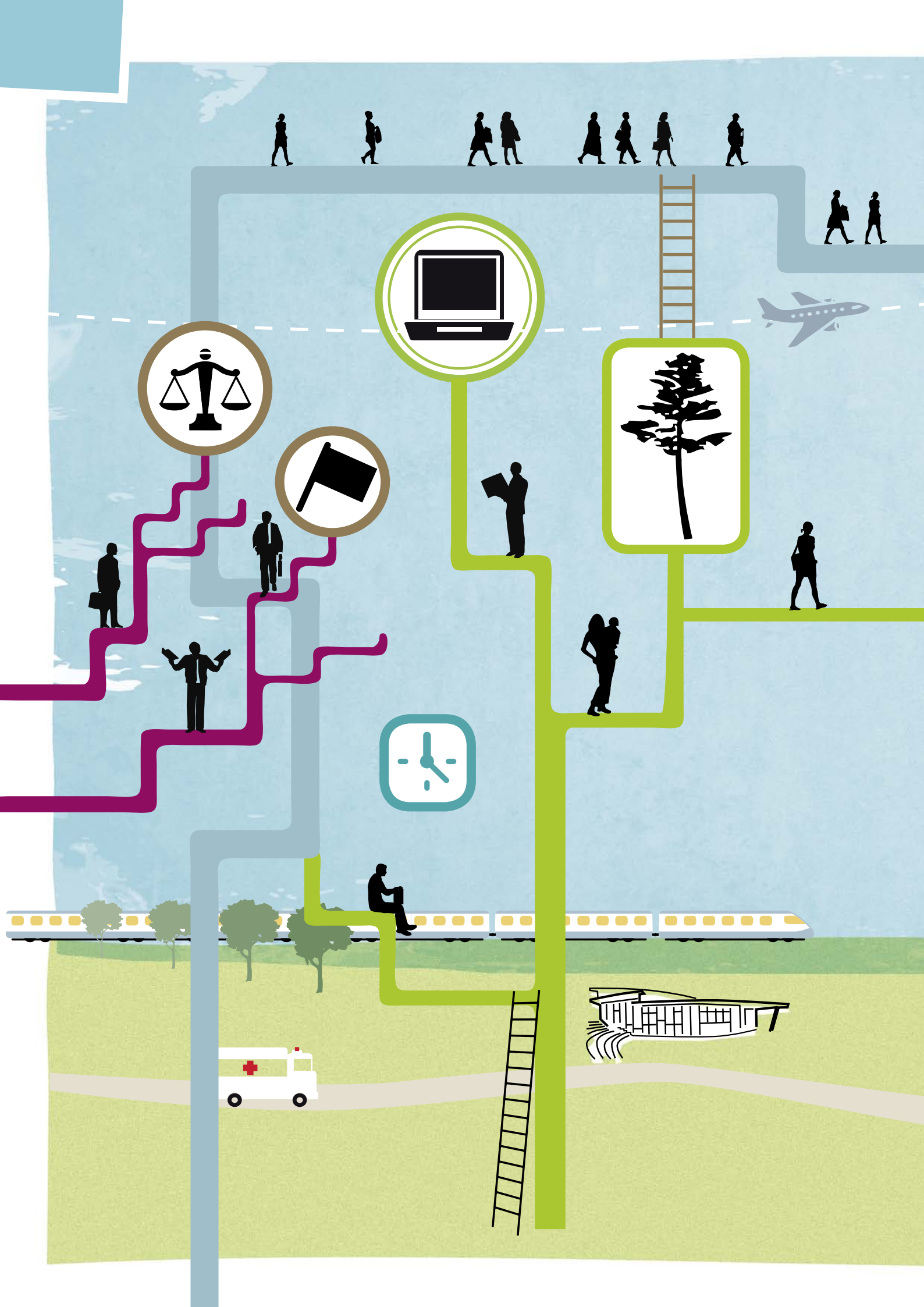


Foto: © DHBW Ravensburg

Gemeinsam am Start: Studierende der Dualen Hochschule bereiten sich mit ihrem Prototypen auf die Formula Student vor

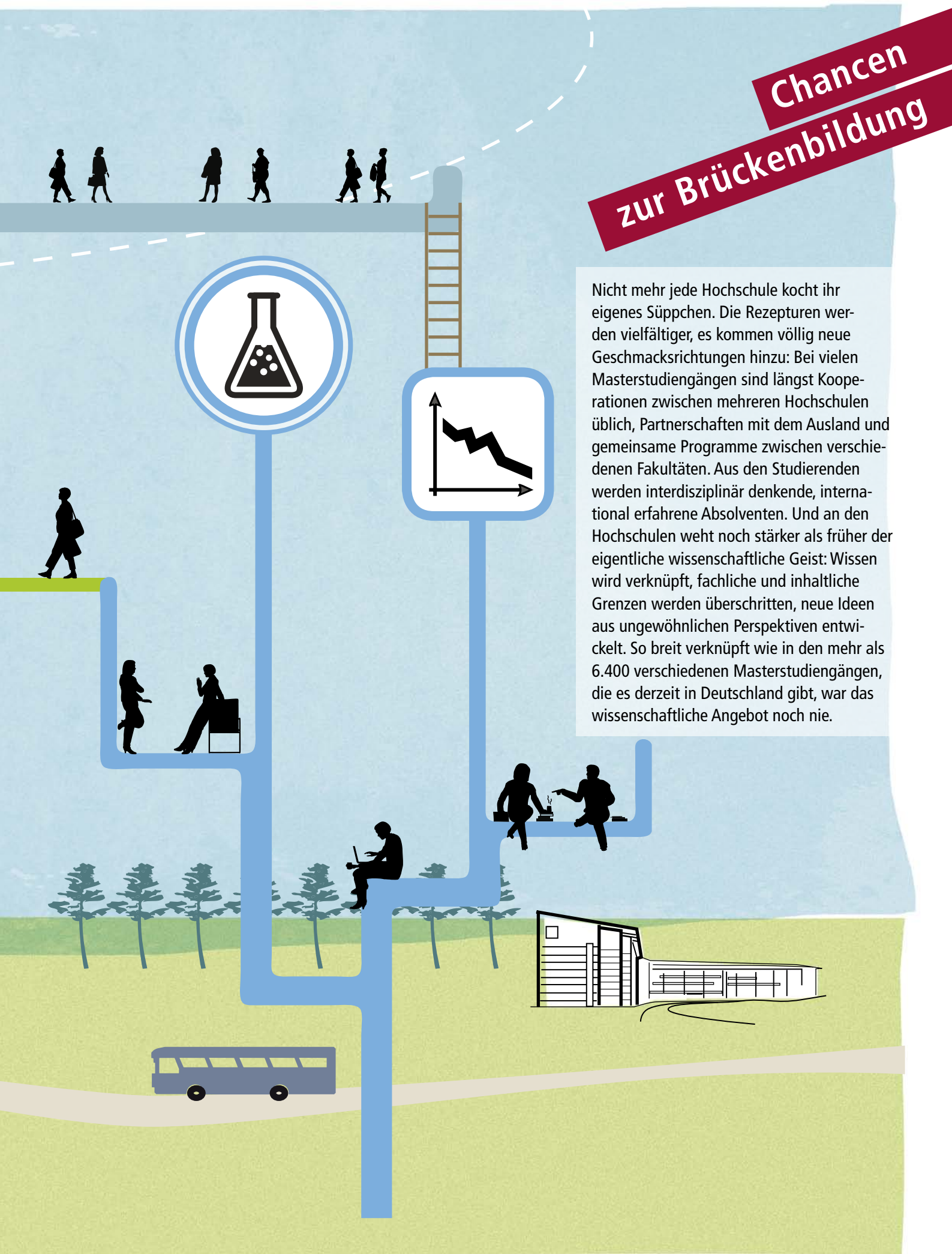
Master an der Dualen Hochschule

Ihre Masterstudiengänge hat die Duale Hochschule bewusst schlank konzipiert: Die Studierenden müssen bis zum Abschluss nur 90 Kreditpunkte sammeln – deutlich weniger als die 120 Punkte, die an vielen anderen Hochschulen üblich sind. Hinter diesem Vorteil steht, dass für einen Bachelorabschluss an der DHBW 210 Kreditpunkte vergeben werden, mithin mehr als die oft üblichen 180. Damit das Masterangebot aber nicht nur den eigenen Absolventen offensteht, bietet die Duale Hochschule sogenannte Adapterkurse an, in denen Bewerber die fehlende Zahl an Kreditpunkten nachholen können. „Wir möchten uns bewusst auch an Interessenten von Universitäts- und Fachhochschulstudiengängen richten, die erst nach dem Bachelor zu uns stoßen“, sagt Vizepräsident Ulf-Daniel Ehlers.

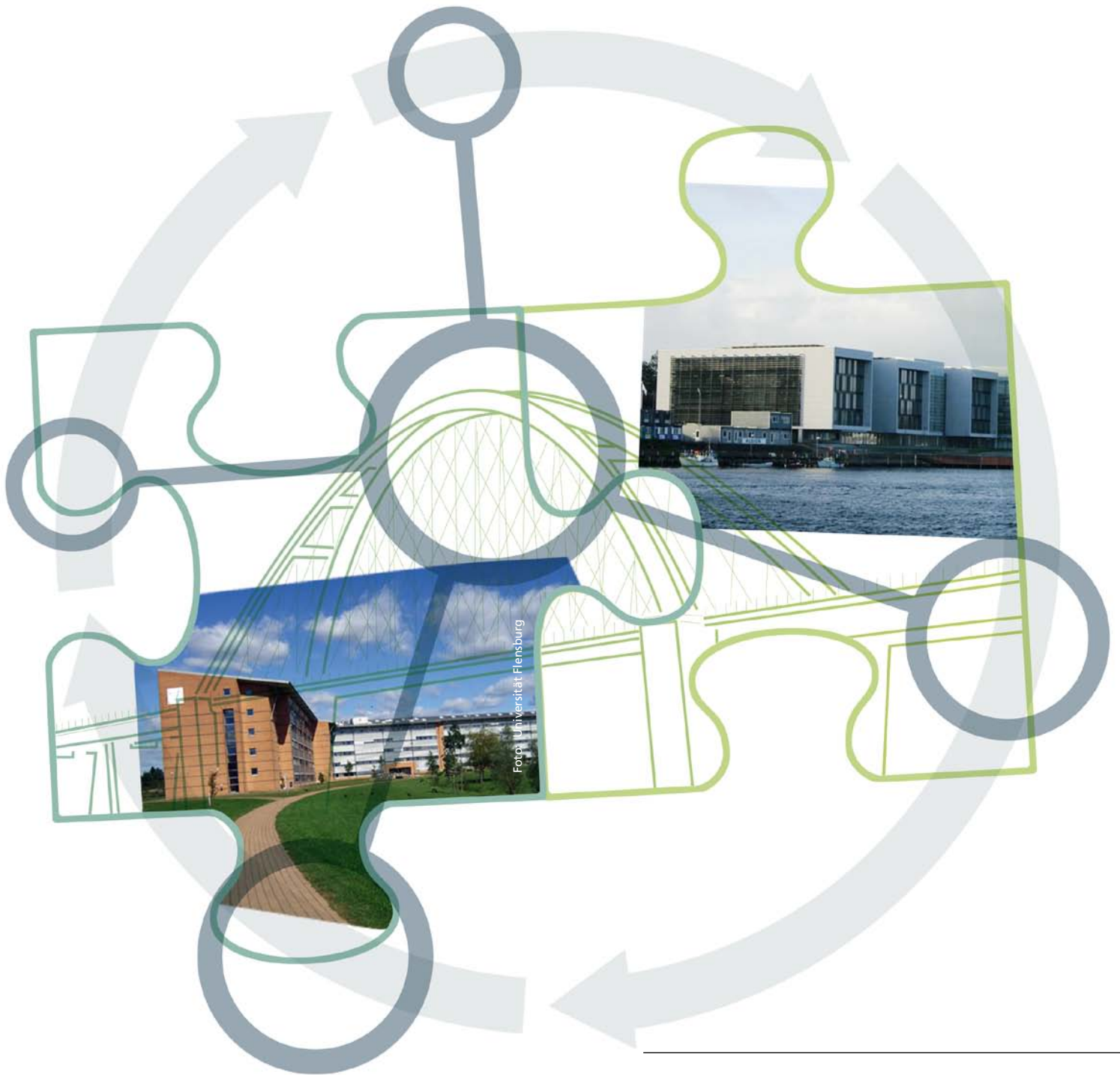


Chancen zur Brückenbildung

Nicht mehr jede Hochschule kocht ihr eigenes Süppchen. Die Rezepturen werden vielfältiger, es kommen völlig neue Geschmacksrichtungen hinzu: Bei vielen Masterstudiengängen sind längst Kooperationen zwischen mehreren Hochschulen üblich, Partnerschaften mit dem Ausland und gemeinsame Programme zwischen verschiedenen Fakultäten. Aus den Studierenden werden interdisziplinär denkende, international erfahrene Absolventen. Und an den Hochschulen weht noch stärker als früher der eigentliche wissenschaftliche Geist: Wissen wird verknüpft, fachliche und inhaltliche Grenzen werden überschritten, neue Ideen aus ungewöhnlichen Perspektiven entwickelt. So breit verknüpft wie in den mehr als 6.400 verschiedenen Masterstudiengängen, die es derzeit in Deutschland gibt, war das wissenschaftliche Angebot noch nie.



Internationalität inklusive



Perfekte Ergänzung: Die Universitäten in Sønderborg und Flensburg bieten mehrere Studiengänge gemeinsam an

Die Flensburger Universität setzt auf ihre Nähe zu Dänemark: In den Wirtschaftswissenschaften bietet sie einen binationalen Studiengang mit der süddänischen Universität an – eine Alleinstellung, wegen der sich Interessenten aus ganz Deutschland im hohen Norden bewerben



a hinten“, sagt Professor Dr. Heiner Dunckel und zeigt aus seinem Bürofenster, „da sehen Sie die Kräne des Flensburger Hafens. Gleich danach kommt schon Dänemark.“

Für den Studiengangsleiter am Internationalen Institut für Management hat sich diese Nähe zum Glücksfall entwickelt: Den wirtschaftswissenschaftlichen Masterstudiengang – wie auch das Bachelorprogramm – richtet er mit seinen Flensburger Kollegen bewusst binational aus; die Lage am nördlichsten Rand Deutschlands hat die Universität Flensburg so zu einem schlagkräftigen Alleinstellungsmerkmal ausgebaut.

Hinter dem Flensburger Modell steht keine bloße Kooperation zwischen einer deutschen und einer dänischen Universität; so etwas gebe es schließlich dutzendfach.

„Wir bieten die Studiengänge gemeinsam mit der süddänischen Universität in Sønderborg an, organisatorisch wie personell sind beide Universitäten gleichberechtigt daran beteiligt“, sagt Dunckel. Die Studierenden kommen aus beiden Ländern, Seminar- und Abschlussarbeiten können sie auf Deutsch, Englisch oder Dänisch verfassen und ihren Abschluss bekommen sie problemlos als **Dual Degree**. Die Lehrveranstaltungen finden in Flensburg statt und werden von Dozenten aus beiden Ländern gehalten. Entlang der Flure im Flensburger Institutsgebäude haben die dänischen Lehrenden und Verwaltungsmitarbeiter ihre Büros, im Austausch unterrichten einige deutsche Kollegen an der Syddansk Universitet in Sønderborg. Die Zusammenarbeit, das wird dabei deutlich, ist längst zum Alltag geworden. Für die Flensburger ist diese Offenheit zum Nachbarland ohnehin Tradition: In

Bei einem gemeinsamen Studiengang verleihen zwei beteiligte Hochschulen den Absolventen jeweils einen Abschluss nach ihrem eigenen Landesrecht.

den Geschäften der Altstadt kann man in Euro oder dänischen Kronen gleichermaßen bezahlen, auf den Straßen sind beide Sprachen zu hören und viele Dänen und Deutsche pendeln zur Arbeit ins jeweilige Nachbarland. „Wenn man diese Nähe nicht sieht“, ist Heiner Dunckel überzeugt, „dann kann man das Konzept unseres Studiengangs nicht verstehen.“

Intensivkurse in der jeweils anderen Sprache gehören für die Teilnehmer zum Pflichtprogramm; sie sollen sich problemlos an Seminaren und Diskussionen beteiligen können, unabhängig davon, in welcher Sprache sie abgehalten werden. Die Studierendengruppen in allen Veranstaltungen sind deshalb gemischt – genauso wie die Wohnorte: Einige deutsche Studierende wohnen in Dänemark, manche Dänen dafür in Deutschland. „Die Grenzen verwischen schnell“, schmunzelt Professor Dunckel.

Es ist aber nicht nur die Organisationsstruktur, die das Modell so besonders macht. Auch inhaltlich ist das Curriculum passend abgestimmt. Neben Schlüsselqualifikationen wie etwa Forschungsmethoden, Ethik oder Führungshandeln werden vier Spezialisierungen angeboten (Entrepreneurship & Small Business Management, Strategy & Organisation, Organisational Behaviour & Human Resource Management, Marketing & Media Management); mehr als die Hälfte des Studiums aber dreht sich um internationale, sprachliche und interkulturelle Themen. „Internationalität und Area studies sind das Besondere unseres Programms“, sagt Heiner Dunckel.

Dabei geht es keinesfalls nur um Deutschland und Dänemark. Das Studium soll die Absolventen generell auf den Einsatz im Ausland vorbereiten und nicht nur auf eine Tätigkeit im Nachbarland. Deswegen können sich die Studierenden neben dem dänischen Schwerpunkt auch mit Lateinamerika beschäftigen. Und vor



Internationales Denken: Was am Beispiel Dänemark gelernt wird, funktioniert später überall in der Welt

allem: Viele Kompetenzen und Inhalte seien problemlos auf andere Weltregionen übertragbar. Professor Dunckel will seine Studierenden befähigen, sich in ein Land und die besonderen Rahmenbedingungen dort hineinzudenken. „Es reicht nicht, volkswirtschaftliche Daten und Statistiken eines Landes zu kennen, um es zu verstehen“, sagt Heiner Dunckel, und das ist so etwas wie das Credo seines Studiengangs. Er will seine Studierenden befähigen, das Gelernte auch vor Ort – im Ausland – anzuwenden. Das steht im Mittelpunkt des Studiums: „Bei uns geht es um internationales Management. Wer zum herausragenden Experten etwa für Finanz- und Rechnungswesen werden will, ist anderswo besser aufgehoben!“ Dass der Ansatz aufgeht, zeigt der Blick in die Statistik: Die Bewerberzahlen für den Studiengang, der auf 80 bis 100 Teilnehmer pro Jahr ausgelegt ist, steigen kontinuierlich. Die Absolventen haben keine Probleme, einen Arbeitsplatz zu finden. „Vor einiger Zeit haben frühere Studierende eine Firma in Weißrussland gegründet, andere sind in Lateinamerika oder in Kasachstan geblieben und viele Absolventen arbeiten in internationalen Unternehmen nicht nur in Deutschland oder Dänemark“, sagt Professor Dunckel. Es schwingt Stolz mit in seiner Stimme, denn solche Meldungen zeigen, dass internationales Denken universell funktioniert – selbst dann, wenn man es am Beispiel des nahen Nachbarlandes Dänemark gelernt hat.

„Am Anfang der Studienzzeit sind in der Mensa noch die dänischen und die deutschen Tische getrennt“, sagen Ina Jensen und Malte Böhme aus der Fachschaft. „Aber nach ein paar Monaten sind überhaupt keine Unterschiede mehr zu erkennen, da ist aus allen ein Team geworden.“ Die beiden haben sich für ihr Masterprogramm bewusst in Flensburg beworben, weil ihnen die Ausrichtung des Studiengangs gut gefällt. Und tatsächlich verzeichnet die Universität eine interessante Entwicklung: Waren es anfangs vor allem Bachelor-Absolventen aus den eigenen Studiengängen, die sich konsekutiv um einen Platz im Masterprogramm beworben haben, kommen nun mehr Interessenten aus anderen BWL-Fakultäten in ganz Deutschland. Die Zahl der Bewerbungen von Flensburger Bachelor-Absolventen hingegen ist rückläufig: Sie werden schon früh auf den deutsch-dänischen Kurs eingeschworen und wollen, ermutigt von den ersten Erfahrungen, das Masterprogramm eher in Kopenhagen oder Aarhus absolvieren.

Bei ihrem internationalen Studiengang konnten die Flensburger auf langjährige Erfahrungen zurückgreifen. Seit 1992 gibt es einen deutsch-dänischen Wirtschaftsstudiengang, der damals noch auf einer lockereren Kooperation beruhte. Mit der Bologna-Reform wurde daraus das gemeinsame Angebot der beiden Universitäten. Die langjährige Zusammenarbeit hat dabei geholfen, viele der anfänglichen Konflikte zu überwinden. So sieht das dänische System etwa bei Abschlussarbeiten einen Zweitgutachter vor, der meistens aus der Praxis kommt. Oft sind es Absolventen, die inzwischen in der Wirtschaft arbeiten. Beide Gutachter sind bei der Notenvergabe vollständig gleichberechtigt. „Das ist für einen deutschen Professor natürlich schwer vorstellbar“, sagt Heiner Dunckel, „aber letzten Endes klappt es auch auf diese Art gut!“ Oder das Thema der Praxis-Bestandteile: In Dänemark ist vorgesehen, dass bis zu zehn der insgesamt 120 Kreditpunkte im Masterstudiengang aus einem Praktikum stammen; ein Anteil, der zu Lasten der wissenschaftlichen Inhalte geht. Aber auch hier haben Dänen und Deutsche eine Lösung gefunden, mit der sie den anfänglichen Konflikt in einen Pluspunkt für die Studierenden verwandelt haben: Sie ermöglichen die Praxisaufenthalte, ohne sie allerdings verbindlich vorzuschreiben. Und die Interessenten müssen ihr Praktikum rechtzeitig vorher mit einem Betreuer absprechen und Ausrichtung sowie Lernziele klar festlegen. Anschließend ist ein ausführlicher Praktikumsbericht für die Anerkennung nötig. Dadurch wird der Lerneffekt vergrößert, der von den praktischen Erfahrungen ausgeht.

Über den besonderen Charme des Studiengangs, der sich immer wieder auch im Alltag zeigt, muss Heiner Dunckel noch heute bisweilen schmunzeln – etwa dann, wenn ihm ein dänischer Student eine Mail schreibt, die skandinavisch-leger mit einem unkomplizierten „Kaere Heiner“ als Anrede beginnt, „lieber Heiner“. Aber das sei schließlich ein dankbares Thema für das Seminar in interkultureller Kommunikation.

Steckbrief:

- **Zahl der Kreditpunkte:** 120
- **Regelstudiendauer:** 4 Semester
- **Abschluss:** Master of Science, Cand.merc.int.
- **Charakteristik:** konsekutiv, Präsenzstudium, Dual Degree



Kim Plätz studiert im Flensburger Masterprogramm European Studies, dem – ähnlich wie dem internationalen Management-Studiengang – eine enge Kooperation mit Dänemark zu Grunde liegt

Forschung in der Grenzregion als Sprungbrett in die EU

Meinen Bachelor habe ich an der Universität Duisburg-Essen gemacht, dort habe ich Politikwissenschaft studiert. In dieser Zeit war ich zwischendurch auch im Ausland, ich habe zwei Semester in Kanada an der University of Winnipeg verbracht. Dort hatte ich mich entschieden, einen anderen Studienschwerpunkt zu wählen: Im Master wollte ich mich stärker auf internationale Politik konzentrieren. Hier in Flensburg habe ich mich gezielt beworben, weil die European Studies der einzige englischsprachige Studiengang in Deutschland mit dieser speziellen Ausrichtung ist. Mir gefällt die Interdisziplinarität: Es geht um Fragen der Wirtschaftspolitik ebenso wie um EU-Recht. Die Lage in Flensburg ist für unseren Studiengang sehr vorteilhaft, denn hier sind viele Aktivitäten zur Grenzregionen-Forschung angesiedelt – ein Thema, das in der EU natürlich hochgradig relevant ist. Das spiegelt sich auch im Studiengang wider, in dem viele Dozenten von der Universität in Sønderborg auf der dänischen Seite der Grenze lehren. Wegen dieser engen Verflechtung schließt das Programm mit einem Dual Degree ab. Von den 45 Studierenden, die sich pro Jahr hier einschreiben, stammen die meisten aus dem Ausland. 26 Nationalitäten sind vertreten, viele meiner Kommilitonen stammen gar nicht aus der EU, sondern wollen sie als gelungenes Beispiel einer internationalen Kooperation vor Ort studieren. Viele von ihnen haben schon Praxiserfahrung. Der Studiengang ist zwar als konsekutives Angebot ausgelegt, aber in jedem Jahr sind auch Teilnehmer dabei, die für eine Regierung oder eine Organisation tätig waren. Was ich nach dem Studium machen will? Ich möchte bei der Europäischen Union arbeiten. Mein Traum ist es, irgendwann im wissenschaftlichen Beirat der Kommission zu sitzen. Das ist natürlich noch ein bisschen hin – aber hier in Flensburg arbeite ich schon dafür.

Helfen als Wissenschaft

Bei humanitären Einsätzen überall in der Welt sind Absolventen aus Bochum dabei: Ein Masterstudiengang bereitet Studierende hier auf die Arbeit mit den Opfern von Katastrophen vor

D

ie Flut im Land Vanga ist verheerend: Seit Monaten schon gibt es nach starken Regenfällen riesige Überschwemmungsgebiete, hunderte Einheimische sind ums Leben gekommen und etwa 100.000 befinden sich auf der Flucht. Die ersten Fälle von Cholera sind aufgetreten und aus der Grenzregion zum Nachbarland, die schon lange ein Unruheherd ist, werden vereinzelte Kämpfe gemeldet. „Das ist die Lage“, ruft Lisa Hilleke, „und ihr teilt euch jetzt in Gruppen auf und geht die Planung für eine Hilfsaktion an!“

Vanga ist natürlich ein fiktiver Staat, an diesem Nachmittag liegt er im botanischen Garten hinter dem Campus der Ruhr-Universität Bochum. Hilleke ist Dozentin im Studiengang Humanitäre Hilfe, und solche Einsatzübungen gehören zum Curriculum dazu. Die Studierenden schwärmen aus, sammeln Informationen und sprechen mit den Einheimischen, die hier von den Lehrenden gemimt werden. „Brauchen Sie ein Krankenhaus“, fragen sie, und bekommen prompt die Antwort: „Ich habe keine Ahnung, was das ist, ein Krankenhaus.“ Und während die Studierenden verblüfft schauen, legt der Einheimische noch einmal nach: „Aber wenn Sie schon da sind: Mein Mann ist hinten im Garten, der braucht Hilfe mit den Kühen.“ Auch das, sagt Hilleke, gehört zu den Einsatzübungen: zu lernen, wie man mit Betroffenen umgeht, welche Nöte sie im Alltag haben und wie man ihr Vertrauen gewinnt. Lisa Hilleke selbst war schon an vielen Hilfseinsätzen von Haiti bis Palästina beteiligt – „und viele dieser Gesprächssituationen habe ich dort selbst erlebt.“

Der Bochumer Studiengang ist im deutschen Sprachraum ein Unikat. Es geht um humanitäre Hilfsaktionen, von

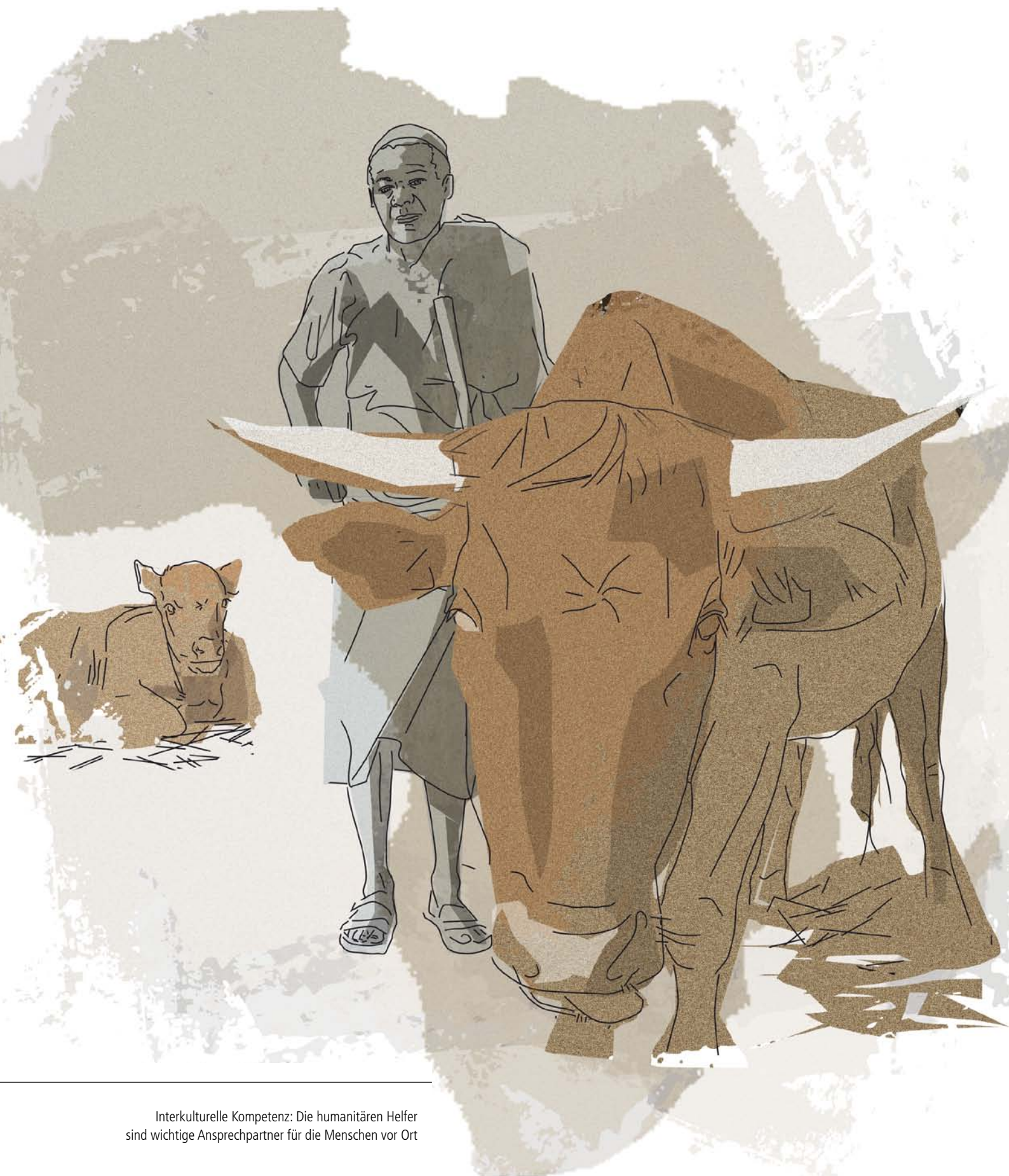
den juristischen Hintergründen bis hin zur praktischen Einsatzleitung. Während sich andere Studiengänge speziell an Ingenieure oder Ärzte richten, die für solche Kriseneinsätze vorbereitet werden, wählen die Bochumer einen breiteren Ansatz. Dazu sind sie in einem internationalen Netzwerk organisiert, zu dem neun Hochschulen in ganz Europa gehören. Den Masterstudiengang bieten hiervon sieben Universitäten gemeinsam an; wenn die Studierenden möchten, können sie sich für jedes der drei Semester an einer Universität in einem anderen Land bewerben.

Diese grenzüberschreitende Zusammenarbeit ist über Jahrzehnte hinweg gewachsen. 1994 hat der erste Jahrgang sein Studium aufgenommen, seit 2004 gibt es das frühere Magister-Angebot als Master. Die Europäische Union hat ihn 2004 als Masterstudiengang in ihr **Erasmus-Mundus-Programm** aufgenommen. Die Teilnehmer nämlich kommen von allen Kontinenten – und bringen neben ihrem Fachwissen auch kulturelle Kompetenz mit ein. „Man lernt gleich im Studium, wie sich der Blick auf Hilfe in den Ländern unterscheidet“, sagt Dr. Markus Moke, der in Bochum das Studienangebot leitet. Religiöse und kulturelle Besonderheiten etwa müssen berücksichtigt werden, jeder Hilfseinsatz ist dadurch anders.

„NOHA-Master“ heißt der Studiengang in seiner englischen Abkürzung, und dieser Name sagt in seiner Langform viel über das Selbstverständnis aus: „Network

Gemeinsame Studiengänge, die von mehreren Universitäten angeboten und von der Europäischen Union gefördert werden. Zielgruppe sind neben europäischen Studierenden auch Teilnehmer aus aller Welt.





Interkulturelle Kompetenz: Die humanitären Helfer sind wichtige Ansprechpartner für die Menschen vor Ort



Vorbereitung für den Ernstfall: Studierende beim „First Aid, Safety and Security Training“ in Brandenburg

Theorie und Praxis
sind eng verbunden:
Neue medizinische,
juristische und logistische
Erkenntnisse
fließen permanent in
die Arbeit ein

on Humanitarian Action“ – der Netzwerkgedanke ist es, durch den der Studiengang lebendig wird. „Die Partnerschaft ist für uns ein konstituierendes Element“, sagt Markus Moke. So haben die Hochschulen gemeinsam das Curriculum entwickelt, gleichberechtigt und ohne eine federführende Institution. „Das ging, weil wir uns schon lange kannten“, so Moke.

Beim Start des Programms vor 20 Jahren fanden sich die ersten drei Hochschulen zusammen – darunter auch Bochum. Heute sind neben Bochum die Universitäten in den Städten Bilbao, Uppsala, Dublin, Louvain, Aix-Marseille und Groningen beteiligt. Die Entwicklung des NOHA-Netzwerks soll damit allerdings noch nicht abgeschlossen sein: Das Ziel ist es, innerhalb der nächsten Jahre aus jedem EU-Land eine Hochschule anzuschließen. Das sei nicht nur politisch, sondern auch inhaltlich sinnvoll, schließlich bringe jede Universität ihren eigenen Forschungsschwerpunkt ein. Während die Spanier sich beispielsweise auf Menschenrechte konzentrieren, kümmern sich etwa die Iren vor allem um die Verbindung zwischen humanitärer Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit und die Bochumer wiederum sind renommierte Experten auf dem Feld der internationalen Institutionen und des Managements von internationaler humanitärer Hilfe. „Der Studiengang ist so aufgebaut, dass die Studierenden von diesen unterschiedlichen Ansätzen profitieren können“, sagt Moke: Während die ersten fünf Module in allen beteiligten Hochschulen identisch seien, präge danach jeder der beteiligten Partner mit seinem speziellen Forschungsgegenstand die weiteren Teile des Curriculums. Die Studierenden können sich also gezielt aussuchen, welcher Schwerpunkt ihnen am ehesten zusagt. Das Ergebnis ist ein

großes Netzwerk, das auch die Absolventen umfasst. „Die 2.000 Alumni sind in allen Ecken der Welt im Einsatz“, sagt Moke.

Am Anfang des Bewerbungsverfahrens können sich die Interessenten zwischen zwei Modellen entscheiden; entweder, sie studieren die drei Semester an einem Ort oder sie verteilen sie auf drei verschiedene Universitäten. „Wer nur in Bochum studieren möchte, bewirbt sich direkt hier bei uns, egal aus welchem Land er stammt“, sagt Moke. „Und wer nach dem ersten Semester an einer anderen europäischen Universität des Netzwerks studieren möchte, meldet sich dafür bei einer zentralen Koordinierungsstelle.“ Pro Land stehen jedes Jahr rund 25 Plätze zur Verfügung. Zugangsvoraussetzung ist ein abgeschlossenes Studium. Die meisten Bewerber haben Geographie, Geschichte, Psychologie oder Jura studiert, aber auch Mediziner, Journalisten und Betriebswirte finden sich regelmäßig unter den Interessenten für das Studienangebot. Die Auswahl wird anhand von Bewerbungsunterlagen und Gesprächen getroffen – oft persönlich; Kandidaten aus dem Ausland können sich aber auch per Internettelefonat vorstellen.

An der Ruhr-Universität Bochum ist der Studiengang am Institut für Friedenssicherung und Humanitäres Völkerrecht angesiedelt. Der Fachbereich gilt als sehr interdisziplinär und forschungsstark; zahlreiche Drittmittelprojekte sind dort angesiedelt, vor allem in Themenfeldern wie Völkerrecht, Menschenrechte, humanitäre Krisen und internationale Organisationen. „Uns beschäftigt immer die Frage, welches Verhältnis zwischen wissenschaftlichen Inhalten und Relevanz für die Praxis in unserem Studiengang richtig ist“, sagt Moke. „Aber diese beiden Aspekte lassen sich auf

unserem Feld kaum trennen. Die Ergebnisse der Forschung wirken unmittelbar auf die Praxis zurück, und natürlich müssen wir auch die Ergebnisse aus unseren Feldversuchen anschließend theoretisch reflektieren.“ Zum Studium gehören deshalb regelmäßige Trainings im Freien. So bauen die Studierenden etwa provisorische Hilfslager auf. Und sie durchlaufen ein Seminar zum Umgang mit militärischen Situationen. Dazu gibt es nahe der Bochumer Universität ein Gelände, auf dem Darsteller mit täuschend echten Waffen Checkpoints simulieren. In diesem Umfeld lernen die Studierenden, wie sie sich in Krisen- und Konfliktgebieten am besten verhalten.

Die Seminarteilnehmer von Dozentin Lisa Hillecke haben es da einfacher. Die Hilfe für das überflutete Land Vanga müssen sie nur am Reißbrett konzipieren, aber auch das ist schon vertrackt. „Für solche Einsätze gibt es die sogenannten Sphere-Minimum-Standards, die international festgelegt sind. Darin geht es um lebenswichtige Fragen – etwa darum, wie viele Kilokalorien jeder Mensch pro Tag aufnehmen muss, wieviel Trink- und Brauchwasser benötigt wird und wie groß die Vorräte in einem Flüchtlingslager sein müssen“, so Moke. Wichtig sind unzählige Aspekte, die genau erforscht werden: Wie viele Latrinen müssen in einem solchen Lager bereitstehen, wie schnell müssen sie für die Bewohner erreichbar sein, welche kulturellen Besonderheiten sind dabei zu beachten? Und natürlich müssen Bewohner und Helfer gesichert werden. In diesen Aspekten zeigt sich die Nähe zur Forschung: Medizinische, juristische und auch logistische Erkenntnisse fließen laufend in die Trainings ein. Alles dafür, dass die Studierenden den Bewohnern von Vanga möglichst schnell helfen können. Und dann nach ihrem Studium den Menschen in realen Katastrophengebieten irgendwo auf der Welt.

Steckbrief:

- **Zahl der Kreditpunkte:** 90
- **Regelstudierendauer:** 3 Semester
- **Abschluss:** Master of Arts in International Humanitarian Action
- **Unterrichtssprache:** englisch
- **Charakteristik:** Präsenzstudium, Joint- oder Double-Degree (je nach beteiligten Partner-Hochschulen)

Der Berufsalltag? Wasserfilter herstellen, Ruinen aufräumen, Schulen bauen

Als ich angefangen habe zu studieren, wusste ich noch nicht, in welche Richtung ich mich beruflich entwickeln möchte. An der Fachhochschule Köln habe ich meinen Bachelor in mehrsprachiger Kommunikation gemacht, meine Schwerpunktsprachen waren Englisch, Französisch und Niederländisch. Mir war aber klar, dass Übersetzen oder Dolmetschen nichts für mich ist; ich habe gespürt, dass ich die Sprachen auf andere Art anwenden wollte. Die Augen hat mir dann ein Praktikum in Paris geöffnet, das ich während meines Studiums gemacht habe: Ich war ein halbes Jahr lang bei einer Ärzte-Organisation und habe da zwei Ausstellungen mitorganisiert – die eine ging über die vergessenen Krisen auf dieser Welt, die andere hatte illegale Einwanderer in Europa zum Thema. Das hat mir einen Weg gezeigt, auf dem ich weitergehen wollte. Nach meinem Abschluss habe ich deshalb als freiwillige Helferin in Haiti mitgeholfen, das war ein Jahr nach dem verheerenden Erdbeben dort. Noch immer war Hilfe dringend nötig, und ich konnte mich



Foto: © Kilian Kirchgäßner

Laura Puts war schon in der Katastrophenhilfe vor Ort. Jetzt studiert sie Humanitäre Hilfe

zwei internationalen Organisationen anschließen. Ich habe mitgeholfen, Schulen aufzubauen und Wasserfilter herzustellen. Sogar Häuserruinen haben wir eigenhändig mit Vorschlagshämmern abgerissen, damit die Besitzer auf den Grundstücken wieder etwas Neues aufbauen können. Spätestens da wusste ich, dass ich mich auch wissenschaftlich mit dieser Art von Arbeit beschäftigen möchte. So bin ich auf den Bochumer Master in Humanitärer Hilfe gestoßen und habe mich dort beworben. Per Internettelefon habe ich noch aus Haiti mein Aufnahmegespräch geführt – und an meinen letzten Tagen vor Ort kam dann der Bescheid, dass ich aufgenommen bin. Im Studium habe ich gemerkt, dass es genau das Richtige für mich ist. Hier in Bochum ist es mir genauso gegangen wie davor schon im Bachelor-Studium: Ich habe während der Seminare gemerkt, in welche Richtung ich weitergehen möchte. Jetzt ist mir klar, dass mich die Wasserversorgung in Katastrophengebieten am meisten interessiert. Dieses Thema werde ich vertiefen – zunächst im Studium, und hoffentlich auch danach im Beruf.

Wissen für den Wandel

Die globalen Veränderungen stehen im Blickfeld eines naturwissenschaftlichen Masterstudiengangs an der Universität Bayreuth. Weil die Bayern ihn in ihr üppig finanziertes Elitenetzwerk integriert haben, sind die Studienbedingungen optimal



Auf den Gipfeln von La Palma: Teilnehmer der Summer School im Studiengang Global Change Ecology



Foto: © Benjamin Leutner

D

ie Studierenden stehen im Kreis um ihren Professor. Eine Vorlesung mitten im Nationalpark auf den Kanarischen Inseln, eine Einführung in die Ökologie der Inseln und die Landnutzung steht auf dem Programm. Anschließend teilen sie sich in kleine Gruppen auf und ziehen los für ein Forschungsprojekt. „Dadurch, dass wir vor Ort sind, ist das eine so intensive Arbeit, dass sich die Studierenden richtig in ihr Thema reinfressen“, sagt Professor Dr. Carl Beierkuhnlein, der das Geländepraktikum auf den Kanaren leitet.

Solche Praxiseinblicke gehören für ihn und seine Studierenden zum Alltag. Global Change Ecology heißt sein Studiengang an der Universität Bayreuth, er gehört zum Bayerischen Elitenetzwerk. Darin sind Studienangebote zusammengefasst, die sich an überdurchschnittlich erfolgreiche Studierende richten. Das Auswahlverfahren ist streng, aber die Arbeitsbedingungen sind dank der gezielten Unterstützung durch den Freistaat und die Wirtschaft ausgezeichnet. Im Studienprogramm Global Change Ecology ist fast immer einer der Studierenden irgendwo auf der Welt unterwegs auf Klimakonferenzen, Wissenschaftler-Tagungen und Gipfeltreffen zum Umgang mit den Folgen des ökologischen Wandels. „Wir unterstützen unsere Studierenden dabei, an diesen Konferenzen teilzunehmen“, sagt Carl Beierkuhnlein. Jedem soll es ermöglicht werden, zu mindestens einer solchen Tagung zu reisen; die Kosten übernimmt die Studiengangskasse. Einzige Bedingung für die Studierenden: Sie müssen anschließend ihren Kommilitonen ausgiebig berichten und ihre Erkenntnisse im Plenum diskutieren.

In seiner inhaltlichen Ausrichtung ist der Bayreuther Studiengang weltweit einzigartig. Er ist interdisziplinär aufgebaut, in das Curriculum fließen Bestandteile aus Meteorologie, Geologie, Physik, Chemie, Psychologie, Soziologie, Ökonomie und

weiteren Bereichen ein. Die Teilnehmer lernen, die ökologischen und gesellschaftlichen Folgen des Klimawandels zu analysieren. „Manche Absolventen bleiben anschließend in der Forschung, andere gehen in die Politik und verhandeln dort über internationale Abkommen und wieder andere arbeiten im Bereich Risikoabschätzung in der Wirtschaft“, sagt Beierkuhnlein.

Für die Universität Bayreuth war Global Change Ecology bei der Umstellung auf die neuen Studienabschlüsse einer der ersten Masterstudiengänge. Wegen der interdisziplinären Ausrichtung habe sich das geradezu angeboten, heißt es an der Universität. Das Curriculum ist dabei möglichst vielseitig gestaltet: So ist etwa ein **Fast-Track** für den schnellen Weg zur Promotion vorgesehen; es werden Bewerber aus aller Welt angesprochen und Studierende mit den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Erfahrungen. „Das alles haben wir bewusst so offen gestaltet“, sagt Beierkuhnlein: „Es ist ein extrem anspruchsvolles Feld, und wir wollen exzellente Studierende dafür gewinnen, ohne die Auswahl von vornherein zu stark einzuschränken.“

Die meisten Bewerber schließen das Masterprogramm konsekutiv an ihren Bachelor an. Viele kommen aus den Naturwissenschaften, andere beispielsweise aus der Betriebswirtschaft, der Soziologie oder der Psychologie. Inhaltlich hat sich der Aufbau des Studiums im Laufe der Jahre an diese unterschiedlichen Profile angepasst: Am Anfang habe man den Fehler gemacht, sich in den ersten Monaten ganz auf naturwissenschaftliche Inhalte zu konzentrieren. „Das war ein extrem

Möglichkeit, während des Masterstudiums bereits Leistungen für eine anschließende Promotion zu erbringen, die dann in kürzerer Zeit abgeschlossen werden kann.





Foto © Prof. Carl Beierkuhnlein



Auf den Spuren des Klimawandels:
Studierende machen sich vor Ort ein Bild

Echte Interdisziplinarität: Psychologen, Physiker, Betriebswirte, Geographen und Biologen ziehen an einem Strang

schwieriger Einstieg ins Studium für alle, die ihren Bachelor in einem anderen Bereich gemacht haben“, sagt Beierkuhnlein rückblickend. Jetzt sind die Schwerpunkte besser verteilt, und schon zu Beginn des Studiums geht es neben den Umweltveränderungen auch um gesellschaftliche Auswirkungen. Nach diesem neuen Schema können sich die Studierenden jetzt allmählich vortasten. Zusammen mit Ergänzungskursen, um individuelle Defizite zu beheben, sei der Einstieg dadurch für alle gut zu schaffen. „Der breit gefächerte fachliche Hintergrund der Studierenden ist für uns Lehrende zwar immer noch herausfordernd, aber für den Studiengang bereichernd“, sagt Carl Beierkuhnlein. Als Beispiel nennt er Psychologie-Absolventen: Weil es in Global Change Ecology viel um Verhandlungsstrategien auf internationalen Konferenzen gehe und andere zwischenmenschliche Kontakte, könne deren Perspektive allen Teilnehmern etwas bringen.

Zu diesem Lerneffekt trägt auch die „ausgesprochene Solidarisierung der Studierenden untereinander“ bei, die Studiengangsleiter Beierkuhnlein beobachtet: Sie finden sich in kleinen Gruppen zusammen, um die jeweils anderen mit dem eigenen Hintergrundwissen zu versorgen, und sie bringen ihre kulturellen Erfahrungen ein. Zum Beispiel in dem Seminar, in dem es um Dürre in Afrika geht, um deren Auswirkungen auf die Biodiversität und mögliche Gegenmaßnahmen. „Mitten in der Diskussion meldet sich ein afrikanischer Teilnehmer und erinnert an die Korruption im Land. ‚Ihr könnt eure Maßnahmen nicht so am Reißbrett entwerfen‘, hat er die Kommilitonen gemahnt“, sagt Beierkuhnlein. „So etwas kommt hier immer wieder vor, und das sind ausge-

sprochen wertvolle Beiträge. Als Dozenten können wir bestimmte Aspekte noch so oft erwähnen, aber wenn es jemand aus eigener Erfahrung heraus sagt, hat das ein ganz anderes Gewicht.“

Dieser enge Austausch ist in Bayreuth sogar institutionalisiert. Jeden Donnerstag findet ein Jour Fixe mit Studierenden und Dozenten statt. Dabei besprechen sie zum einen aktuelle Probleme im Studium, um bei Bedarf schnell Abhilfe zu schaffen. Zum anderen geht es um Erfahrungsberichte: Wenn ein Teilnehmer gerade auf einem Klimagipfel war oder einer anderen Konferenz zu ökologischen Veränderungen, berichtet er hier von seinen Beobachtungen.

Das Auswahlverfahren für das Studium ist ausgeklügelt. Die Bewerber müssen ein Motivationsschreiben vorlegen, das von zwei Dozenten bewertet wird. Die besten 40 Interessenten aus aller Welt werden zu einem Gespräch eingeladen, das der Einfachheit halber über Skype stattfindet. Etwa 30 Studierende bekommen dann einen Zulassungsbescheid. „Wir haben aber das große Problem, dass im Durchschnitt etwa zehn Leute ihr Studium nicht antreten können. Das liegt einfach daran, dass sie aus armen Ländern kommen und kein Stipendium bekommen haben“, sagt Beierkuhnlein. Denn so gut die Ausstattung seines Studiengangs auch ist, für Beihilfen zu den Lebenshaltungskosten ist das Budget nicht vorgesehen. „Wir würden uns flexiblere Förderinstrumente wünschen, um den besten Studierenden auch wirklich den Weg nach Deutschland zu ebnet!“

Diejenigen, die ihr Studium in Bayreuth dann tatsächlich anfangen, haben beste Aussichten: Die Abbrecherquote ist denkbar niedrig und beim Übergang



Foto: © Manuel Steinbauer

ins Arbeitsleben hat kaum ein Absolvent größere Schwierigkeiten.

Und das Studium selbst, das sagen die Absolventen, eröffne neue Blickwinkel. So etwa bei der Exkursion auf die Kanarischen Inseln. Da haben die Studierenden in Dreiergruppen eine Woche lang an einer Forschungsaufgabe gearbeitet – etwa zur Frage, wie sich die Infrastruktur auf die Artenvielfalt auswirkt. „Häufig trifft man auf die Meinung, dass der Straßenbau einen negativen Einfluss habe“, sagt Professor Carl Beierkuhnlein. Das sollten seine Studierenden untersuchen, in der Hypothesengeneration und der Methodenwahl von Lehrenden begleitet. Ihre Erkenntnis verblüfft: Gerade endemische Arten, die es nur auf der Insel gibt, haben von der Infrastruktur sogar profitiert, weil sie sich über weitere Strecken verbreiten konnten – etwa Aeonium-Arten, die für die Kanaren typischen Dickblattgewächse. „Genau das ist der Reiz an unserem Studium“, sagt Beierkuhnlein: „Wir können neue Fragen stellen – und das nicht erst im Promotions-, sondern schon im Masterstudium. Und wir stoßen dabei manche vorgefasste Meinung um.“



Foto: © Prof. Carl Beierkuhnlein

Geländepraktikum in den Alpen: **Professor Carl Beierkuhnlein** (links) im Gespräch

Der Master Global Change Ecology

Das Programm Global Change Ecology ist naturwissenschaftlich ausgerichtet, angereichert allerdings um wesentliche Elemente aus dem Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften. Die Lehre findet wegen des internationalen Teilnehmerfeldes ausschließlich auf Englisch statt. Inhaltlich sind die Module in drei Schwerpunkten eingeteilt. Einer davon ist die Veränderung der Klimabedingungen; dabei geht es vor allem um physikalische und chemische Mechanismen, um die Dynamik des Klimawandels und die Einflussfaktoren. Ein zweiter Schwerpunkt ist dann im Bereich der Ökologie angesiedelt: Welche Auswirkungen haben die Änderungen auf Mensch und Natur, auf die Lebensbedingungen? In einem dritten Feld stehen gesellschaftliche Aspekte im Vordergrund – von den sozioökonomischen Gründen für den Klimawandel bis hin zu den Konsequenzen wie der geänderten Landnutzung und möglichen Fluchtbewegungen. Begleitet werden diese Module von Lehrveranstaltungen, die sich gezielt der Methodik widmen, die für mehrere der inhaltlichen Bereiche relevant ist. Dazu zählen unter anderem Modellbildung, Zeitreihen-Analysen und Verhandlungsstrategien.

Steckbrief:

- **Zahl der Kreditpunkte:** 120
- **Regelstudiendauer:** 4 Semester
- **Abschluss:** Master of Science
- **Unterrichtssprache:** englisch
- **Charakteristik:** konsekutiv, Präsenzstudium

High-Tech im Wald

Die Forstwirtschaft ist ohne moderne Informationstechnik nicht mehr denkbar. Ein neuer Studiengang kombiniert traditionelle Methoden mit IT-Anwendungen – und macht so aus einem traditionsbewussten Fach ein international vernetztes Erfolgsmodell

„Der Förster kennt nicht mehr jeden Baum, sondern arbeitet immer mehr am Schreibtisch“

S

chwere Schuhe und robuste Jacken haben die Studierenden von Professor Dr. Alfred Schultz natürlich immer noch an, wenn sie in den Wald aufbrechen. Ansonsten aber sind sie mit High-Tech-Geräten ausgerüstet: Notebooks haben sie dabei, Satelliten-Navigation und allerhand Messgeräte. „Den Förster, wie er noch vor zehn oder zwölf Jahren typisch war, gibt es heute zunehmend weniger“, konstatiert Alfred Schultz: „Im Wald haben inzwischen zahlreiche informationstechnologische Methoden Einzug gehalten, darunter auch solche wie das GPS, die ursprünglich für die militärische Anwendung erfunden worden sind.“

Schultz lehrt an der Fachhochschule in Eberswalde, gelegen 30 km nordöstlich vom Berliner Stadtrand. „Hochschule für nachhaltige Entwicklung“ nennt sich die Einrichtung mit ihren 1.800 Studierenden, und den Namen macht sie sich zum Programm: Mit ihren Fächern zielt sie komplett auf den ländlichen Raum – Forstwirtschaft, Landschaftsnutzung und Naturschutz lassen sich in Eberswalde ebenso studieren wie Ökolandbau, Holztechnik, Regionalmanagement oder Tourismus. Diese Spezialisierung hat sich so gut bewährt, dass die kleine Hochschule in Sachen Drittmittel-Forschung ausgesprochen erfolgreich ist.

Mit dem Masterstudiengang „Forest Information Technology“ knüpfen die Eberswalder nahtlos an die Tradition ihrer Hochschule an: Bis ins Jahr 1830 reicht die Geschichte zurück, die Preußen wollten damals in der neu gegründeten „Höheren Forstlehranstalt“ die Grundlagen für eine nachhaltige Bewirtschaftung der geschundenen Wälder legen. Um die Nachhaltigkeit geht es heute immer noch

– inzwischen mit modernsten Mitteln. „Auch in der Forstwirtschaft ändern sich die Methoden, so dass man ohne IT-Kenntnisse nicht mehr klarkommt“, sagt Professor Alfred Schultz. Er selbst ist Mathematiker, und schon allein das zeigt, dass der Studiengang interdisziplinär angelegt ist: Natürlich spielt die Forstwirtschaft mit ihren klassischen Disziplinen von der Bodenkunde bis zur Botanik noch eine Rolle, aber es gibt große Schnittmengen mit geografischen Informationssystemen, Datenbanken, der rechnergestützten Datenanalyse und etlichen weiteren Informatikbereichen.

Früher war ein Förster noch für weniger als 1.000 Hektar Wald zuständig; diese Zahl hat sich inzwischen vervielfacht. Möglich machen das moderne Verfahren im Hintergrund: Die regelmäßige Bestandsaufnahme geschieht mit Hilfe von Satellitentechnik, verschiedenste Sensoren ermöglichen auch in anderen Bereichen eine vollautomatische Datenerfassung. Die Waldarbeiter mit ihren sogenannten „Erntemaschinen“, die Bäume vollautomatisch fällen, werden ebenfalls per GPS-Daten zu ihrem Einsatzgebiet gelotst. Selbst die schnellstmögliche Route aus dem Dickicht zum Sägewerk stammt aus dem Computer. „Der Förster kennt nicht mehr jeden Baum, sondern arbeitet immer mehr am Schreibtisch“, sagt Schultz: „Diese Entwicklung lässt sich nicht mehr zurückdrehen.“

Die Besonderheit des Eberswalder Programms liegt in der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit mit der Naturwissenschaftlichen Universität Warschau. Während des ersten Semesters sind alle Studierenden in Eberswalde, wo es um Grundlagen der IT, um Datenbanktechnik,



Foto: © Tripod - Fotolia.com

Schweres Gerät statt Waldromantik:
Die Eberswalder haben ihren Studiengang
der Zeit angepasst

Landschaftsökologie und Ökosystemmodellierung geht. Das zweite Semester findet komplett in Polen statt, wo sowohl eine Vertiefung der Kenntnisse als auch die praktische Anwendung auf dem Programm stehen. Für das dritte und vierte Semester können die Studierenden ihren Studienort selbst wählen – je nachdem, ob sie sich für die ökologischen Zusammenhänge, für Management, Geomatik oder einen anderen Schwerpunkt entscheiden. Die Veranstaltungen finden allesamt auf Englisch statt; daher auch die internationale Zusammensetzung der Teilnehmer: Zu jeweils einem Drittel kommen sie aus Deutschland und Polen; das übrige Drittel stellen Bewerber aus weiteren Ländern von Spanien über die USA bis hin zu verschiedenen Entwicklungsländern.

Einen vergleichbaren Studiengang wie Forest Information Technology gibt es nirgendwo in Deutschland, denn er grenzt sich durch den Schwerpunkt auf das Thema Wald deutlich von anderen Angeboten wie etwa Umweltinformatik ab. Das Interesse an dem Masterprogramm ist rege; die Bewerber haben meistens einen Bachelor-Abschluss in Forstwirtschaft, bisweilen aber auch in Biologie, Geographie oder anderen verwandten Fächern.

Dass er mit dem Masterstudiengang in eine Lücke gestoßen ist, merkt Professor Alfred Schultz an seinen Absolventen: Die meisten von ihnen finden gleich im Anschluss an das Studium problemlos einen Arbeitsplatz. Manche kommen bei institutionellen oder privaten Waldbesitzern und in Forstbetrieben unter, die als Dienstleister sämtliche Arbeiten im Wald verrichten, andere in wissenschaftlichen Einrichtungen, Forschungsprojekten oder Ingenieurbüros. Die Absolventen profitieren davon, dass sie sich dank ihrer umfassenden Kenntnisse im forstlichen Bereich und in den Informationstechnologien sehr gut gegenüber Mitbewerbern behaupten können. Damit ist Eberswalde international an der Spitze – so wie schon 1830 bei der Gründung der preußischen Forstlehranstalt.

Steckbrief:

- ◊ **Zahl der Kreditpunkte:** 120
- ◊ **Regelstudiodauer:** 4 Semester
- ◊ **Abschluss:** Master of Science
- ◊ **Unterrichtssprache:** englisch
- ◊ **Charakteristik:** konsekutiv, Präsenzstudium, Double-Degree



Foto: © Campus Geisenheim

Lernen mit Aussicht: Die Arbeit im Freien gehört für die Geisenheimer Studierenden zum Programm

Forschen im Weinberg

Auf ihrem gemeinsamen Campus in Geisenheim stellen die Hochschule RheinMain und die örtliche Forschungsanstalt die Weichen für den Weinbau der Zukunft. Die Studiengänge sind so erfolgreich, dass sich Interessenten aus aller Welt im Mittelrheintal bewerben



Wenn Professor Dr. Otmar Löhnertz aus der Tür tritt, hat er Rebstöcke vor sich, soweit das Auge reicht: Bis zum hügeligen Horizont erstreckt sich das Weinbaugebiet im Rheingau, und der Campus Geisenheim liegt rechtsrheinisch mittendrin. 72 Hektar Land gehören den Wissenschaftlern, auf 36 Hektar bauen sie Wein an. Löhnertz geht mit großen Schritten voraus in die Reihen der Rebstöcke. „Kommen Sie mit“, sagt er und winkt, „ich zeige Ihnen, woran wir derzeit forschen!“

Löhnertz ist Dekan des Fachbereichs Geisenheim, in dem die Hochschule RheinMain alle die Bereiche angesiedelt hat, die primär mit Pflanzen und deren Weiterverarbeitung zu tun haben. Von Landschaftsarchitektur reicht das Spektrum bis hin zu Internationaler Weinwirtschaft. Alle diese Studiengänge sind forschungsorientiert – darauf sind die Geisenheimer besonders stolz. Otmar Löhnertz nimmt Besucher gern mit zu einem Rundgang über den Campus, vorbei an langen Reihen von Gewächshäusern und Versuchsfeldern der Gartenbau-Studierenden. Dann, ein ganzes Stück entfernt von den Labors der Hochschule, bleibt er vor einem Feld stehen, auf dem allerlei metallene Apparate verteilt sind. Hier bauen die Geisenheimer gerade einen neuen Versuch auf: „Wir werden Reben in einer künstlich veränderten Atmosphäre kultivieren“, sagt er. Über riesige CO₂-Tanks wird der Kohlendioxid-Gehalt um 20 Prozent erhöht und somit auf ein Niveau gebracht, das für das Jahr 2050 als wahrscheinlich gilt. Welche Auswirkungen wird das auf Pflanzen haben und letzten Endes auf Reife und Geschmack der Trauben? In diesem Weinberg in Geisenheim nehmen die Forscher wie in einer Zeitmaschine die künftige Entwicklung vorweg.

Das besondere Augenmerk auf die Forschung ist historisch gewachsen. Im Jahr 1872 entstand hier die Königlich Preussische Lehranstalt für Obst- und Weinbau. In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts kam es zu einer Zäsur, als nach neuen Vorgaben vom Land Lehre und Forschung getrennt werden sollten. Die Geisenheimer reagierten darauf mit einer Zweiteilung ihrer Institution: Die Lehre wurde der damaligen Fachhochschule Wiesbaden (heute Hochschule RheinMain) zugeschlagen; die Forschungsaktivitäten blieben bei der eigenständigen Forschungsanstalt Geisenheim. An ihr arbeiten heute 13 Fachgebietsleiter, die gleichzeitig Professoren der Hochschule sind, und etwa 30 Wissenschaftler mit Dozentenstatus. Personell und räumlich sind die beiden Einrichtungen somit eng verbunden. Durch diese Konstruktion und eine Zusammenarbeit mit der Universität Gießen hat Geisenheim als bundesweit erste Hochschule auch ein **Doktorandenkolleg** eingerichtet, an dem derzeit 60 Studierende eingeschrieben sind. Ihre Arbeit ist eng verknüpft mit der Lehre im Masterbereich, so dass alle Studierende von der Forschung profitieren.

Derzeit gibt es drei Masterstudiengänge mit naturwissenschaftlich-technischer Ausrichtung: Oenologie, Getränketechnik und den internationalen Studiengang Vinifera. Sie umfassen jeweils vier Semester und 120 Kreditpunkte. Das Angebot ist eng mit den Bachelor-Studiengängen



Studien- und Forschungsprogramm, das die Beteiligten zur Promotion führt. Anders als bei den üblichen Doktorarbeiten forschen hier mehrere Studierende in einem strukturierten Rahmen an einer gemeinsamen Aufgabe. Wird auch als Graduiertenkolleg bezeichnet.



Foto: © Campus Geisenheim

High-Tech-Labor gleich neben den Reben: Die angehenden Weinexperten sind auch fit im Bereich Mikrobiologie

verzahnt. Wer seinen Bachelor-Abschluss in den Fächern Weinbau und Oenologie, Weinwirtschaft, Agrar- und Ernährungswissenschaften oder Getränketechnologie gemacht hat, kann anschließend in einen beliebigen der angebotenen Masterstudiengänge wechseln. Das gibt den Absolventen die Möglichkeit, flexibel ihre eigenen Schwerpunkte zu setzen.

Dass es dabei um weit mehr geht als eine bloße handwerkliche Ausbildung zum Winzer, wird spätestens auf dem Weg durch die Flure des Forschungsgebäudes deutlich. Der Neubau mit großen Glasfronten zu den umliegenden Weinbergen ist erst 2009 bezogen worden; hier reihen sich die Labors aneinander. An den Wänden hängen großformatige Plakate, auf denen die Studierenden ihre Forschungsprojekte vorstellen. Um den „Zelltod als Ursache für Fermentationsprobleme“ geht es dabei, um den „typischen Geschmack griechischer Weine“ oder den „Impact of malolactic bacteria on wine flavour“. Auf einem der langen Flure liegt das Büro von Dr. Christian von Wallbrunn; der Mikrobiologe ist Leiter der Studiengangs Oenologie. In den Labors seiner Arbeitsgruppe liegt ein Duft nach Wein in der Luft. „Wir untersuchen gerade Hefen“, erläutert Wallbrunn: Aus der Ernte von sechs Weinbergen nehmen seine Studierenden von der Beerenreife bis zur Spontangärung Proben, von denen sie dann in den Labors die Hefen identifizieren. Hunderte Petrischalen stehen fein säuberlich sortiert auf den Tischen, die Proben werden der Reihe nach untersucht. „Die Naturwissenschaften spielen in unserem Studiengang eine zentrale Rolle“, sagt Christian von Wallbrunn. Auf vier Semester ist das Curriculum angelegt; angeboten werden die Module in Zusammenarbeit mit der Justus-Liebig-Universität Gießen. Dort verbringen die Studierenden ihre ersten beiden Semester, der Schwerpunkt liegt auf molekularer Phytopathologie, Pflanzenproduktion, Biometrie und Umweltchemie. Anschließend wechseln sie nach Geisenheim, wo in erster Linie die Verbindung zum Weinbau hergestellt wird. „Viele unserer Absolventen bleiben anschließend in der Forschung“, sagt Studiengangsleiter Wallbrunn: „Wer sich mit seinem Studium vor allem auf die Arbeit in einem Weingut vorbereiten möchte, dem reicht der Bachelor als berufsqualifizierender Abschluss.“ Tatsächlich ist die Quote der Bachelor-Absolventen hoch, die anschließend direkt in die Berufspraxis wechseln. „Führungs- oder auch

Forschungsaufgaben in Unternehmen und Institutionen der Weinbranche“, so heißt es in der Selbstdarstellung des Studiengangs, sind für die Master-Absolventen mögliche Einsatzbereiche.

Ähnlich ist die Ausrichtung des Masterstudiengangs Vinifera, der allerdings als Ergebnis einer internationalen Kooperation angeboten wird. Neben den Geisenheimern sind daran die Universitäten in Lissabon, Madrid, Montpellier und Udine/Turin beteiligt – „da sind also die wichtigsten Weinbauländer Europas vertreten“, sagt Dr. Manfred Stoll, der Studiengangsleiter. Hinzu kommen enge Kooperationen mit Universitäten in Australien, Kalifornien oder Südafrika. Das erste Studienjahr wird von allen Partnern gemeinsam in Montpellier angeboten, Arbeitssprache ist Englisch. Anschließend entscheiden sich die Studierenden je nach ihrem persönlichen Schwerpunkt für eine der angeschlossenen Hochschulen. Seit 2008 gibt es diesen internationalen Masterstudiengang, der in das Erasmus-Mundus-Programm der EU aufgenommen ist. Für die 30 Plätze pro Jahr gibt es bis zu 350 Bewerber aus aller Welt. „Wir haben viele Interessenten aus großen Weinbaubetrieben, derzeit gibt es eine besonders große Nachfrage aus Asien“, sagt Stoll. Geisenheim ist in der Kooperation einer der renommiertesten Partner: Zehn der 30 Studierenden entscheiden sich für den deutschen Standort, weil Geisenheim in der Branche weltweit einen hervorragenden Ruf genießt.

Schon 1996 ist in Geisenheim ein Doppelstudium mit Italien angeboten worden. Und auf dem Campus geht es ohnehin international zu: Viele ausländische Interessenten schreiben sich in Geisenheim ein, und den einheimischen Studierenden steht dank lang etablierter Partnerschaften die Welt offen. „Im Prinzip haben wir überall dorthin, wo auf der Welt Wein angebaut wird, gute Kontakte“, sagt der Geisenheimer Dekan Otmar Löhnertz. Die Gründung des europäischen Vinifera-Studiengangs war deshalb eine logische Weiterentwicklung, ermöglicht durch die gemeinsame Master-Struktur aller beteiligten Universitäten. Ein Studium ausschließlich in Hörsälen und Labors ist Vinifera dabei nicht: Immer wieder müssen die Studierenden auch raus in die Natur. „Man muss nicht nur den Beamer bedienen können, sondern braucht auch Gummistiefel“, sagt Löhnertz. Auch mal bei bitterem Frost die Reben schneiden oder im Keller die Tanks und Fässer reinigen – das gehört mit dazu.

„Wer hier studiert hat, der weiß später im Beruf genau, wovon er redet“, heißt es in Geisenheim, und auf diese Verknüpfung von Praxis und Theorie sind sie hier besonders stolz.

Unter dem Büro von Studiengangsleiter Dr. Manfred Stoll führen die Treppen noch zwei Stockwerke in den Keller hinab. „Technicum“ heißt dieser Teil des Campus: Dort sind alle Stationen nachgebaut, die es auch in großen Weingütern gibt; die Filtration, Entschwefelung, Pasteurisation und auch eine Flaschenfüllanlage. Und noch ein Stockwerk tiefer lagern die großen Fässer, in denen der Wein reift. Edelstahlbehälter stehen hier neben Korbflaschen, alte Eichenholz-Barriques neben gläsernen Fässern, in denen die Studierenden den Gärungsprozess beobachten können.

Eine enge Verbindung aus Theorie und Praxis, aus Forschung und Anwendung bietet auch der Masterstudiengang in Getränketechnologie. „Wir kümmern uns um das, was die Kollegen aus dem Weinbau unberücksichtigt lassen“ – so fasst Studiengangsleiter Professor Dr. Frank Will das Angebot schmunzelnd zusammen. Um Heißgetränke wie Kaffee, Tee und Kakao geht es darin, aber immer wieder auch um Fruchtsäfte. „Die Deutschen sind Weltmeister im Konsum von Säften, pro Kopf und Jahr haben wir einen Verbrauch von 40 Litern“, sagt Will. Deshalb ist diese Ausrichtung auch bei den Studierenden beliebt; im Masterstudiengang immer in Kombination mit naturwissenschaftlichen Grundlagen. Auch Inhalte aus den Bereichen der Biotechnologie und Gentechnik sind Bestandteil des Curriculums. Und natürlich die Getränkeentwicklung, die stark praxisorientiert ist. Die Ergebnisse dieser Forschung lassen sich in Geisenheim auf dem Campus besichtigen – etwa in der Mensa: Dort ist die Campunade erhältlich; eine Limonade, die die Studierenden selbst kreiert haben. Unter den Kommilitonen ist das Getränk ein Verkaufsschlager. Und dass ihre Entwicklungen auch darüber hinaus das Zeug zum Markterfolg haben, konnten die Studierenden gleich auch beweisen: Die Campunade steht in der Region um Geisenheim in den Regalen aller Getränkemärkte.



Das neue Hochschulgebäude auf dem Campus Geisenheim

Eine neue Hochschule für Geisenheim

Die bisherige enge Verknüpfung zwischen der Hochschule Rhein-Main und der Forschungsanstalt Geisenheim soll nach dem Willen des hessischen Wissenschaftsministeriums zum Januar 2013 aufgelöst werden. Die Forschungsanstalt wird in eine eigenständige Hochschule überführt. Bislang verfügen beide Einrichtungen teilweise über eine gemeinsame Infrastruktur; Professoren und Wissenschaftler der Forschungsanstalt lehren auch in Seminaren der FH. Als „Campus Geisenheim“ wird diese Kooperation unter Studierenden bezeichnet. Mit dem nun verfolgten Konzept der eigenständigen Hochschule sollen Forschung und Lehre auch organisatorisch unter einem Dach zusammengeführt werden.

Die Polizei im Internet

Die Hochschule Albstadt-Sigmaringen hat mit einem Masterstudiengang in digitaler Forensik das Feld der Online-Sicherheit in Deutschland aufgerollt – und baut auf diese Erfahrungen jetzt ein bundesweit vernetztes Kompetenzzentrum auf

Der Erfindergeist hat die Schwäbische Alb geprägt. Im Kompetenzzentrum für IT-Sicherheit ist er bis heute anzutreffen



Das Beweisstück schien unspektakulär: „Ich habe eine verschlossene und unversehrte CD bekommen, welche eine Festplattenkopie beinhaltet“, schreibt der Ermittler in sein Protokoll. „Es war meine Aufgabe, diese Kopie nach Hinweisen auf Diebstahl von Geld zu untersuchen.“ Hinter dieser trockenen Wortwahl verbirgt sich die Suche nach Spuren eines Verbrechenstypus, der der Polizei immer mehr Sorgen bereitet. Im Internet breiten sich Kriminelle aus, die Kreditkartendaten ausspionieren, Kinderpornographie verbreiten oder Betriebsgeheimnisse auskundschaften. „Die Täter sind den Ermittlern leider oft einen Schritt voraus“, sagt Steve Kovács.

Er ist Programmleiter des Studiengangs Digitale Forensik, der das ändern will. Die Teilnehmer sind Ermittler von Behörden und privaten Sicherheitsfirmen, die gegen die digitalen Verbrecher aufrüsten. „Wir machen immer wieder Schlagzeilen, in denen es heißt: „Hier lernen Sie an der Universität das Hacken“, sagt Steve Kovács und schmunzelt. Denn im Prinzip stimmt das, was es so stark vereinfacht bis in die Nachrichten bringt: Die Studierenden lernen die Tricks und Kniffe der digitalen Verbrecher, die sich Zugriff auf fremde Webseiten und private Daten verschaffen. „Natürlich müssen wir wissen, wie die Gegenseite arbeitet“, so Kovács, „denn nur so können wir sie überführen!“

Dieses Überführen ist der eigentliche Inhalt des Studiengangs. So wie bei Verbrechen in der realen Welt die DNA-Spuren und Fingerabdrücke am Tatort gesichert werden, werten die Absolventen die Spuren am virtuellen Tatort aus – auf Festplatten und Servern bleiben nach Internet-Angriffen von Kriminellen immer Indizien zurück, die für ein Gerichtsverfahren dokumentiert werden müssen. Dafür lernen die Studierenden der digitalen

Forensik beide Aspekte kennen: Wie sie die Spuren finden können ebenso wie die Frage, wie sie juristisch sauber dokumentiert werden.

Die Fäden des Studiengangs laufen im baden-württembergischen Ort Balingen mit seinen 35.000 Einwohnern zusammen. Wer mit der Bahn hierhin unterwegs ist, fährt durch die liebliche Hügellandschaft der Schwäbischen Alb. Entlang der Schienenstrecke erheben sich in jedem Ort große Fabrikhallen. Hier schlägt das Herz des baden-württembergischen Mittelstandes; die Arbeitslosigkeit ist minimal und der Wohlstand der Region lässt sich an den zahlreichen Neubaugebieten und den fein herausgeputzten Altstadt-Fassaden ablesen. Der Erfindergeist hat diese Gegend geprägt – und der Studiengang Digitale Forensik beweist, dass diese Innovationskraft bis heute hier anzutreffen ist. Federführend für das Programm ist die Hochschule Albstadt-Sigmaringen, die sich für den Studiengang mit den Universitäten in Erlangen-Nürnberg und Tübingen zusammengeschlossen hat. Jeder der Partner bringt seine spezielle Expertise ein: Aus dem benachbarten Tübingen mit der renommierten juristischen Fakultät stammen die Inhalte zu den rechtlichen Aspekten, aus Erlangen wesentliche Teile der spezifischen IT-Hintergründe. Die Hochschule Albstadt-Sigmaringen selbst hat 17 Professoren im Bereich Informationstechnik und Informatik, außerdem ist sie auf dem Feld der Weiterbildung bereits erfahren.

„Mit dem Studiengang haben wir offene Türen ingerannt“, sagt Steve Kovács. Er hat sein Büro in der Nähe des Bahnhofs von Balingen; am Empfang liegen die aktuellen Ausgaben von Computerzeitschriften und Polizei-Publikationen aus, auf dem Flur stapeln sich kistenweise die Studienbriefe.



© Johannes Gerhards Swänpoe | Dreamstime.com

Klare Beweise: Die Studierenden suchen auf Computern nach den Spuren von Verbrechen

Die insgesamt 63 Studierenden, die sich auf die ersten beiden Jahrgänge verteilen, werden von hier aus mit den Lernunterlagen und den ausgiebigen Online-Tutorien versorgt. „Die Teilnehmer kommen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum von Kiel bis Basel“, sagt Steve Kovács. Deshalb ist das Programm als Fernstudium angelegt, das alle vier bis sechs Wochen durch ein langes Wochenende als Präsenzphase in Balingen ergänzt wird.

Die Hälfte der Bewerber stammt aus dem öffentlichen Dienst, es sind vor allem Beamte der Polizei, der Landeskriminalämter oder des Bundeskriminalamts. Die übrigen Teilnehmer stammen aus der Industrie. Fast alle größeren Unternehmen unterhalten inzwischen eigene Ermittlungsabteilungen, die sich mit digitalen Angriffen beschäftigen, von der Online-Industriespionage bis hin zum versuchten Diebstahl von Kundendaten. Weil es dabei fast immer um sensible Daten geht, behalten die Firmen die Aufklärung lieber in der eigenen Hand, anstatt sich damit an die Behörden zu wenden. Wer bislang in diesem Bereich arbeitet, hat sich das Fachwissen meistens autodidaktisch beigebracht. Der Studiengang soll Wissenslücken schließen und Nachwuchs für die immer bedeutsamer werdenden Posten ausbilden. „Viele der Bewerber haben einen ersten Studiengang im Bereich Informatik oder Elektrotechnik

absolviert, aber nicht alle. Knapp die Hälfte der Teilnehmer hat ein Verwaltungsstudium ohne spezielle IT-Kenntnisse hinter sich“, bilanziert Steve Kovács.

Für die beteiligten Hochschulen ist dieses unterschiedliche Vorwissen die größte Herausforderung. Die ersten Module des Studiums beschäftigen sich deshalb mit Grundlagen der Informatik, die allerdings auf die spezielle Stoßrichtung zugeschnitten sind. „Es reicht für die digitale Forensik aus, wenn man Codes und Befehle verstehen kann und sich zum Beispiel mit der Kryptoanalyse auskennt. Man muss also nicht unbedingt ein Programmier talent sein“, sagt Kovács. Ein wesentlicher Teil des Studiums besteht aus juristischen Rahmenbedingungen und ethischen Aspekten: Wie weit darf man zur Aufklärung eines Verbrechens gehen, welche Spuren sind als Beweise zugelassen und wie sichert man sie? „In dieser Kombination gibt es im ganzen deutschsprachigen Bereich keinen anderen Studiengang“, sagt Programmleiter Kovács. Im angelsächsischen Raum haben die Baden-Württemberger zwar einige Vorbilder, aber die könnten allenfalls zur groben Orientierung dienen: „Dort ist die Rechtslage völlig anders als bei uns, so dass diese Studiengänge Teilnehmern aus Deutschland nicht für die tägliche Praxis helfen. Ermittler haben dort andere Vollmachten und Befugnisse als hierzulande.“





Ermüdende Feinarbeit: Die Auswertung einer Festplatte kann stunden- und tagelang dauern – aber die Profis entschlüsseln so gut versteckte Geheimnisse

Die Verbrecher ersinnen
immer neue Methoden.

Die Studierenden lernen,
wie sie Schritt halten
können

Die Bewerberzahlen in Balingen steigen von Jahr zu Jahr, innerhalb der Branche spricht sich das Angebot flugs herum. Anders als bei den vielerorts üblichen Lehrgängen bekommen die Teilnehmer nicht nur Handlungswissen für ein aktuelles Problem vermittelt, sondern sie lernen die technischen Hintergründe. Obwohl die Verbrecher immer neue Methoden ersinnen und sich die technischen Möglichkeiten beständig ändern, können sie sich dadurch auf dem Laufenden halten.

Auf den Erfolg ihres Studiengangs Digitale Forensik will die Hochschule Albstadt-Sigmaringen weiter aufbauen. Den Anstoß dafür liefert das Bundesministerium für Bildung und Forschung, das fünf Millionen Euro in den Aufbau eines „Open Competence Center for Cyber Security“ investiert. Entstehen soll es wiederum in Balingen, das Netz der akademischen Kooperationspartner aber ist über ganz Deutschland gespannt: Die Eberhard Karls Universität Tübingen ist dabei, die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, die Hochschule Darmstadt, die Ruhr-Universität Bochum, die Technische Universität Darmstadt, die Hochschule Offenburg und die Freie Universität Berlin. Hinzu kommt ein gutes Dutzend externer Partner, vom Software-Unternehmen Microsoft über die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft PricewaterhouseCoopers bis hin zum Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik. „Viele dieser Kooperationen haben wir uns für den Studiengang Digitale Forensik aufgebaut“, sagt Steve Kovács: „Das übertragen wir jetzt auf das Kompetenzzentrum.“ Bis 2015 laufen die Vorbereitungsarbeiten, dann sollen zahlreiche weitere Studienangebote starten. Geplant sind ein berufsbegleitender Bachelor-Studiengang für IT-Sicherheit,

ein berufsbegleitender Masterstudiengang für IT-Compliance sowie etliche Zertifikatsangebote.

Die Vorteile der Bündelung in einem Kompetenzzentrum liegen auf der Hand: Das Know-How innerhalb des Netzwerks lässt sich auf die verschiedenen Bereiche anwenden, einige Module können vielleicht sogar in unterschiedlichen Studienangeboten eingesetzt werden. „Wir wollen mit dem Netzwerk zum etablierten Ansprechpartner auf dem Gebiet der IT-Sicherheit werden“, verkündet Steve Kovács: „Wenn ein Unternehmen Experten aus diesem Feld sucht oder ein Ministerium seine Mitarbeiter weiterbilden will, dann sollen sie automatisch bei uns anrufen.“

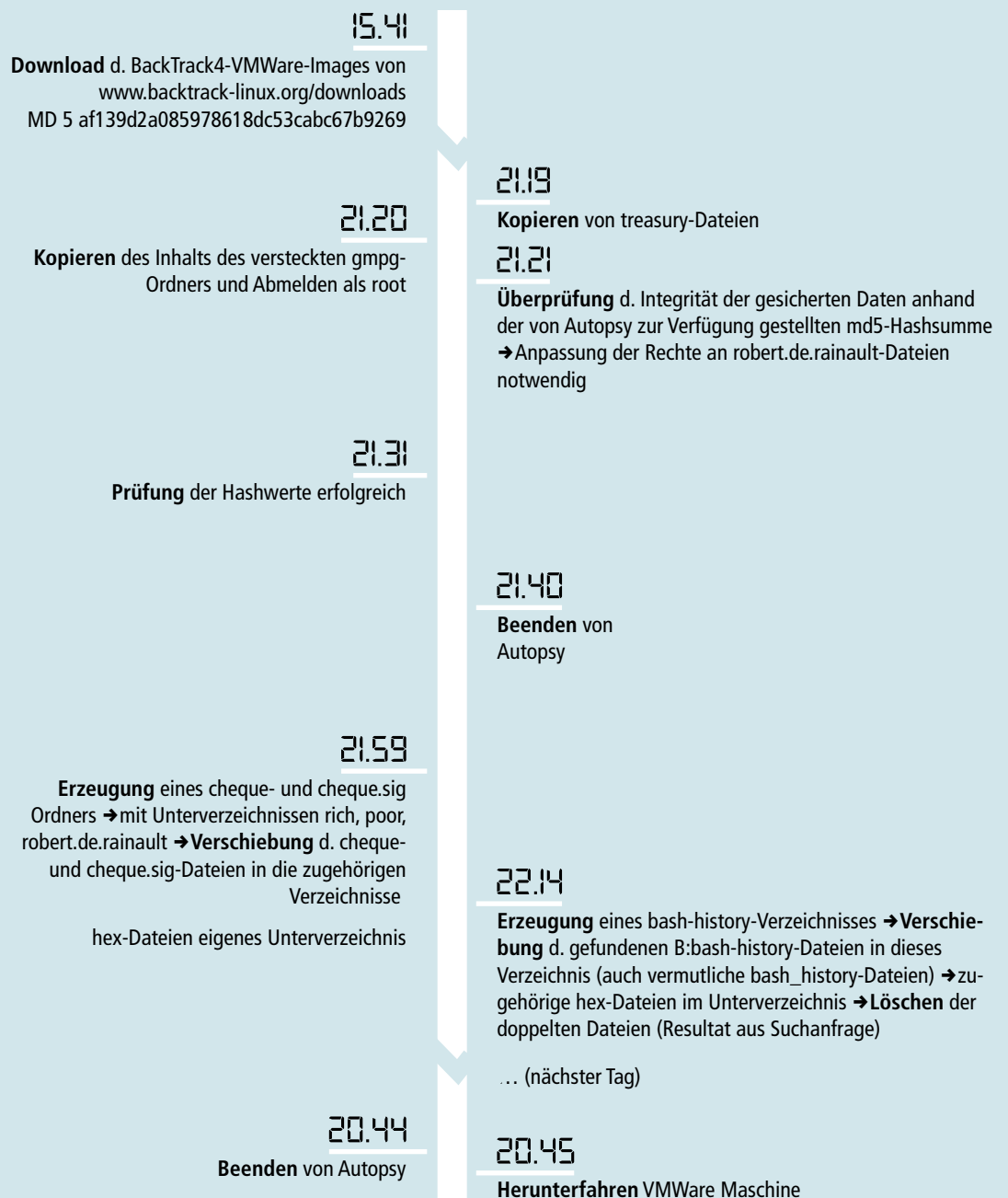
Schon jetzt hat das Thema der Datensicherheit in Balingen seine Spuren hinterlassen. „Wenn man weiß, welche Verbrechen im Netz alle möglich sind und wie schnell man zum Opfer wird“, sagt Programmleiter Kovács, „dann verändert man automatisch sein Verhalten am Computer.“ Zu öffentlichen Vorträgen zu dem Thema sind inzwischen viele Balingener gekommen. Und Kovács selbst überlege sich neuerdings genau, welche Daten er als E-Mail versendet, welche Videos er sich online anschaut und welche Mail-Anhänge er öffnet. Denn eines Tages selbst als Opfer eines Datendiebstahls zum Fallbeispiel im Studienfach Digitale Forensik zu werden – das will er nun wirklich nicht.

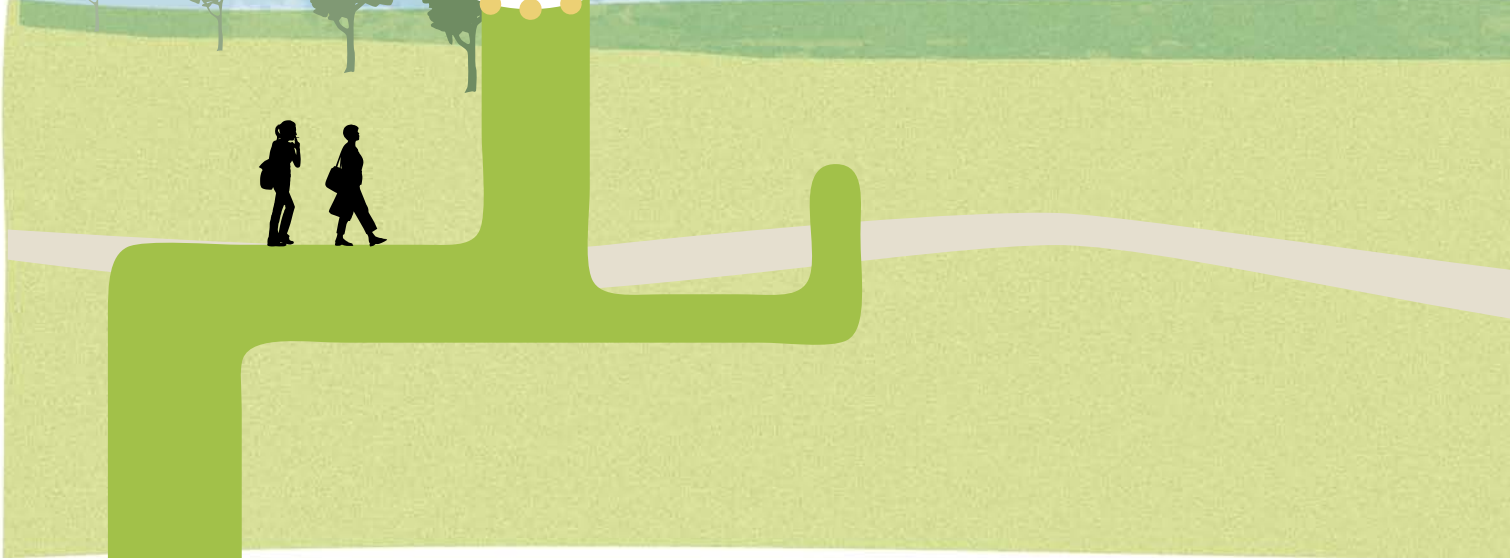
Steckbrief:

- **Zahl der Kreditpunkte:** 120
- **Regelstudiendauer:** 6 Semester
- **Abschluss:** Master of Science
- **Charakteristik:** berufsbegleitend, weiterbildend, Fernstudium mit Präsenzphasen

Spurensuche am Tatort Internet

Die Beweissicherung nach Verbrechen im virtuellen Raum – das ist die wichtigste Aufgabe der digitalen Forensiker. Wenn sie Datenträger nach Spuren von Hackern oder Spionen untersuchen, müssen sie dabei extrem vorsichtig vorgehen. Manche Fehler können Beweismaterial zerstören, wenn die Ermittler zum Beispiel durch Öffnen einer Datei die darin gespeicherten Zeitangaben der letzten Benutzung überschreiben. Um die Ergebnisse juristisch verwendbar zu machen, müssen sie ein exaktes Protokoll führen. Im vorliegenden Beispielfall, in dem es um mutmaßlichen Diebstahl geht, dauerte die Untersuchung der Festplatte beinahe zwei Tage; die einzelnen Schritte sind mit exakter Uhrzeit in einem handschriftlichen Protokoll notiert, das 17 Seiten umfasst. Hinter den für Laien kaum verständlichen Angaben verbirgt sich die allmähliche Lösung eines Kriminalfalls.

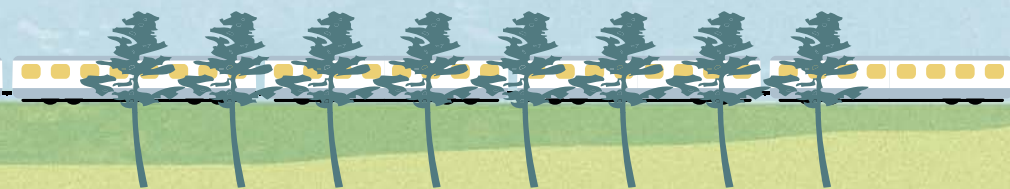




Chancen individualisierter Bildungsbiographien



Studium ist nicht gleich Studium – eine Binsenweisheit, eigentlich. Aber in den Masterstudiengängen haben die Hochschulen die Möglichkeit, noch mehr als zuvor ein unverwechselbares, ein einzigartiges Curriculum zu gestalten. Die Studierenden wissen das zu schätzen: Wesentlich länger als früher suchen sie heute nach dem Programm, das am besten zu ihnen und ihren Plänen passt. Sie entscheiden sich bewusst für Hochschulen, die nicht das gleiche anbieten wie alle anderen auch, sondern eben etwas besonders Innovatives, besonders Zukunftsträchtiges. Und: Die Studierenden, die sich für einen Master entscheiden, schließen ihn nicht mehr zwangsläufig nahtlos an das Bachelorstudium an. Viele wollen erst einmal Berufserfahrung sammeln und diese Eindrücke aus der Praxis dann später theoretisch hinterfragen. Oder sie erkennen, dass sie für eine neue berufliche Herausforderung mehr Rüstzeug aus der Hochschule benötigen, und kommen dann eben zurück. Diese offene Herangehensweise öffnet ungeahnte Perspektiven – für Studierende genauso wie für die Hochschulen.



Das individualisierte Studium

**Voraussetzung für berufs begleitende Studiengänge ist eine Didaktik,
die perfekt auf die Bedürfnisse der Studierenden abgestimmt ist.
Die FernUniversität in Hagen hat damit drei Jahrzehnte Erfahrung**

„Lern- und Arbeitswelt
verschmelzen immer
weiter miteinander. Es
ist entscheidend, dafür
ein passendes System
anzubieten“

Z

wei Schlagworte fallen Professor Dr. Helmut Hoyer ein, wenn er seine Studierenden beschreiben soll: Aufstiegsorientiert seien sie und sie haben eine individuelle Bildungsbiografie – das sind die Charakteristika, um die herum an der FernUniversität in Hagen in den vergangenen fast 40 Jahren ein umfassendes Studienangebot aufgebaut worden ist. „Unser Zugang zur Bildung ist die breite Öffnung für Interessierte mit den unterschiedlichsten Biographien“, sagt Professor Hoyer, der Rektor der FernUniversität. In zahlreichen innovativen Masterstudiengängen haben die Hagerer ihre langjährigen Erfahrungen mit zeitgemäßen Inhalten kombiniert.

Dass die FernUniversität mit diesem Angebot eine Lücke schließt, zeigt der Blick auf die Statistik: Durchschnittlich 29 Jahre alt sind die insgesamt knapp 80.000 Studierenden, 80 Prozent von ihnen sind berufstätig – und 40 Prozent haben bereits ein anderes Studium abgeschlossen. „Die Wahl des Studiengangs basiert auf der individuellen Bildungsbiographie und der persönlichen Zielsetzung“, erklärt Rektor Helmut Hoyer: „Daraus resultiert, dass der gleiche Studiengang sowohl für eine Verbreiterung der fachlichen Basis als auch für eine berufliche Neuausrichtung dienen kann. Wesentlich ist dabei immer, dass unsere Angebote berufs begleitend und in Teilzeit studierbar sind.“ Diese Flexibilisierungen des Studienverlaufs seien, gepaart mit einer Individualisierbarkeit der Studienplanung, wichtige Rahmenbedingungen: „Wir wollen für potentielle Studierende die Hürden senken!“

Wie das gelingen kann, erforscht Professor Dr. Theo Bastiaens. Der Medien- didaktiker sucht nach Antworten auf die

Frage, wie man mit Neuen Medien lernt – und verknüpft die Forschung denkbar eng mit der Lehre: Er leitet den Masterstudiengang „Bildung und Medien: eEducation“, der zugleich ein Erprobungsfeld für neue Methoden darstellt. Didaktisch hat Bastiaens den Studiengang deshalb weitgehend von den herkömmlichen Formen eines Fernstudiums gelöst: „Früher bekamen Sie als Teilnehmer einen Studienbrief, haben vielleicht einmal ein Telefonat mit einem Lehrenden geführt, und dann kam die Prüfung“, sagt er. Bei ihm gibt es auch noch Studienbriefe, sei es in klassischer Papierform oder auch einmal als Podcast – aber vor allem setzt Bastiaens darauf, die Studierenden zu aktivieren. Beispielsweise gleich im ersten Semester: „Die Studierenden sollen in den ersten drei Wochen eine Liste mit bildungswissenschaftlichen Blogs erstellen und deren Inhalte über diese Zeit hinweg verfolgen“, sagt Bastiaens. Solche Zwischenaufgaben während des Jahres sind so gut aufeinander abgestimmt, dass sie sich nach und nach zu einer Hausarbeit ausweiten. So arbeitet Bastiaens nach der ersten Analyse mit den Studierenden gemeinsam die Kriterien für ein gutes Blog heraus. Dann schreibt jeder Teilnehmer ein 15-seitiges Konzept für ein eigenes Blog, das er dann mehrere Wochen lang selbst führt. Dabei stelle sich gleich ein doppelter Lerneffekt ein, hat Professor Bastiaens beobachtet: Die Studierenden beobachten die bildungswissenschaftlichen Debatten und setzen die Inhalte zugleich um. „Wenn ich ihre Einträge lese, bekomme ich viel besser mit, was sie gelernt haben und ob sie die Inhalte des Studiengangs verfolgen, als bei einer dreistündigen Klausur“, sagt





Experten für verfahrenre Situationen: Der Masterstudiengang in Mediation gehört zu den Vorzeigeprogrammen in Hagen

Bastiaens. Er spricht in diesem Zusammenhang von „authentischen Lernaufgaben“; was sie bewirken und wie sie sich anwenden lassen, erforscht er jenseits der Anwendung im eigenen Studiengang auch für andere wissenschaftliche Disziplinen.

Mit neuen Methoden arbeiten auch die Studierenden im weiterbildenden Programm Master of Mediation. Hier werden Mediatoren ausgebildet – Fachleute, die dabei helfen, Streitigkeiten außergerichtlich beizulegen. „Vor allem im Familienrecht und bei Streitfällen zwischen Unternehmen spielt die Mediation eine immer größere Rolle“, sagt Dr. Stefan Kracht, der geschäftsführende Leiter des Studiengangs. Auch im öffentlichen Bereich setzen die Konfliktparteien oft auf die Hilfe eines Mediators – wenn

Flughäfen ausgebaut werden sollen, eine neue Mülldeponie entsteht oder eine Umgehungsstraße geplant wird. Wegen dieses breiten Anwendungsbereichs sind die Aufnahmekriterien für Bewerber breit gefasst: Viele Juristen nehmen teil, auch Psychologen und Wirtschaftswissenschaftler gehören zur Zielgruppe.

Das Curriculum umfasst die juristischen Rahmenbedingungen ebenso wie Handlungswissen über die Aufgabe des Mediators. „Die Studierenden bringen einen jeweils eigenen Zugang zu dem Bereich mit“, sagt Stefan Kracht: So wirken die Juristen in Mediationsverfahren oft gezielt auf ein bestimmtes Ergebnis hin, während die Psychologen eher auf die Parteien zugehen und sich in die Rolle eines Moderators zurückziehen. „Bei uns

Auf einen Blick

Individualität durch riesige Auswahl: Der Studiengang infernum

Als bewusst breit angelegtes Modellprojekt hat die FernUniversität in Hagen ihren Studiengang in Umweltwissenschaften entwickelt: Aus fast 30 Modulen können sich die Studierenden gemäß ihrer eigenen Interessen ihr persönliches Curriculum zusammenstellen. Beteiligt sind mehrere Kooperationspartner; derzeit wird zudem eine internationale Einbettung des Studiengangs konzipiert. „Diese Vielseitigkeit ist für viele Interessenten der Grund, sich bei uns einzuschreiben“, sagt Studiengangsleiter Professor Dr. Helmut Breitmeier.

infernum nennen die Hagener ihr Angebot; eine Kurzform der offiziellen Bezeichnung „interdisziplinäres Fernstudium Umweltwissenschaften“. Entstanden ist das Programm im Jahr 2000, das Fraunhofer-Institut für Umwelt-, Sicherheits- und Energietechnik (UMSICHT) in Oberhausen ist als gleichberechtigter Partner beteiligt. Die Idee ist es, den Studierenden aus unterschiedlichen Perspektiven ein umfassendes Bild von den Umweltwissenschaften zu vermitteln: Die angebotenen Module teilen sich auf in die drei Säulen Sozial-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften (darin geht es etwa um Umweltrecht, Nachhaltigkeitsmanagement, Umweltpolitik und verwandte Bereiche), Natur- und Ingenieurwissenschaften (die wählbaren Schwerpunkte liegen beispielsweise bei Umweltverfahrenstechnik oder Biotechnologie) sowie Querschnittsthemen (Technikfolgenforschung, Umweltrisiken, angewandte Systemanalyse und Ähnliches). Die erste Säule wird von Hagener Wissenschaftlern angeboten, die Natur- und Ingenieurwissenschaften betreut das Fraunhofer-Institut UMSICHT.

Weitere Kooperationspartner wie das Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie oder die Leuphana Universität Lüneburg steuern jeweils spezialisierte Module bei. Die Studierenden müssen Veranstaltungen aus allen Bereichen belegen, haben innerhalb dieser Vorgaben aber viel Wahlfreiheit. Wer das Studium mit einem Zertifikat oder einem universitären Zeugnis abschließen will, muss umweltrelevante Kenntnisse nachweisen, aber noch kein Erststudium abgeschlossen haben. Das Master-Programm hingegen setzt ein Erststudium in einer beliebigen Fachrichtung voraus. 630 Teilnehmer sind derzeit eingeschrieben. Die Tendenz ist stark steigend: Allein in den vergangenen drei Jahren hat sich die Zahl verdoppelt.

Als Ergänzung zum ohnehin schon breiten Angebot planen die Hagener derzeit ein internationales Modul. Neun Universitäten konzipieren Angebote unter dem gemeinsamen Motto „the lived experience of climate change“; jede der beteiligten Hochschulen steuert Inhalte aus ihrem Schwerpunkt-Forschungsgebiet bei. Auf einer virtuellen Lernplattform sollen Studierende aus mehreren Ländern zusammenarbeiten können. „Unser Ansatz zeigt sehr gut, wie innovativ sich ein weiterbildender Studiengang anlegen lässt und wie viele unterschiedliche Partner dabei ihr Wissen einbringen können“, sagt Studiengangsleiter Helmut Breitmeier.

Steckbrief:

- Zahl der Kreditpunkte: 60-120 (je nach vorherigem Studienabschluss)
- Regelstudiendauer: 4 Semester
- Abschluss: Master of Science
- Charakteristik: weiterbildend, Fernstudium

lernen die Juristinnen und Juristen, sich bei Ergebnisvorschlägen auch einmal zurückzuhalten“, so Dr. Kracht. Inhaltlich sei der Master of Mediation wie geschaffen für den Einsatz von Blended Learning: „Die Inhalte über die Neutralität des Mediators zum Beispiel muss ich nicht in Präsenzseminaren erklären, die können sich die Studierenden genauso gut anlesen“, sagt Kracht. „Die Präsenzphasen verwenden wir dann darauf, in der Praxis Fälle zu trainieren, wo die Neutralität gefragt ist. Da vertun wir keine Zeit mit Dingen, die unsere Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch alleine lernen können.“ Nach diesem Muster ist der ganze Studiengang aufgebaut, an dessen Ende die Studierenden zwei eigene Fälle bearbeiten müssen. In ihrer Heimatstadt suchen sie selbst nach realen Mandanten, deren Streit sie mediiieren – bei Bedarf mit Unterstützung von erfahrenen Tutoren aus Hagen. In der Abschlussprüfung wird dann einer dieser beiden Fälle aufgegriffen; von diesem praktischen Beispiel aus fragen die Prüfer dann auch die theoretischen Lerninhalte ab.

Die Zukunft, davon ist FernUniversitäts-Rektor Helmut Hoyer überzeugt, liege im Angebot solcher berufsbegleitender Masterstudiengänge. „Lern- und Arbeitswelt verschmelzen immer weiter miteinander und es ist entscheidend, dafür ein passendes System anzubieten“, sagt er. Die moderne Technik habe das vereinfacht, aber das Prinzip sei immer noch unverändert geblieben: Den Kern bilde der Studienbrief mit wichtigen Inhalten, der von zwei Schalen umschlossen werde, der Information und der Kommunikation. „Bei der Information ist das Internet mit vielen digitalisierten Texten, mit der verbesserten Literaturrecherche und ähnlichen Aspekten ein großer Mehrwert, und bei der Kommunikation der Studierenden untereinander ist natürlich auch durch die Technik vieles in Bewegung geraten“, so Hoyer. Die Verengung auf das Medium allerdings greife zu kurz, wenn man über die Zukunft des berufsbegleitenden Studierens spreche. Multimedialität allein sei kein hinreichendes Kriterium für einen gut aufbereiteten Studiengang. Entscheidend sei, dass die Studierenden das Lernen möglichst gut in ihren Alltag integrieren können – und dazu sei nicht zwangsläufig High-Tech erforderlich: „Ich kann mich doch auch sehr gut mit einem Stapel Papier auf meine Terrasse setzen!“

Aus dem Plenarsaal zurück an die Universität

Dass ich heute Jura studiere, war am Ende meiner Schulzeit beim besten Willen nicht abzusehen: Ich habe meinen Realschulabschluss gemacht und dann erst mal eine Lehre als Elektrotechniker absolviert. Daneben habe ich mein Fachabitur nachgeholt. Mein erster Job war in einem Bergwerk im Ruhrgebiet, natürlich unter Tage – und da wurde mir schnell klar, dass ich dort nicht bleiben wollte. Das war für mich die Motivation, Elektroingenieurwesen zu studieren; ein klassisches Präsenzstudium an der Fachhochschule Gelsenkirchen. Danach habe ich in München eine gute Arbeit gefunden als Softwareentwickler.

Mein Traum war aber ein anderer: Seit meiner Jugend bin ich Stenograph, schon mit 14 Jahren war ich bei uns daheim im Steno-Verein. Dieses Hobby wollte ich zum Beruf machen und habe mich deshalb im Niedersächsischen Landtag als Parlamentsstenograph beworben. Die Voraussetzung dafür – ein abgeschlossenes Hochschulstudium – hatte ich ja schon erfüllt. Ich wurde tatsächlich ausgewählt und noch einmal drei Jahre lang ausgebildet. Mein Wissensdurst aber war damit noch nicht gestillt. Ich habe mir immer gesagt, in meinem zweiten Leben studiere ich Jura. Aber so lange wollte ich dann doch nicht warten: 2004 – zwischenzeitlich vom Niedersächsischen Landtag zum Landtag NRW gewechselt – habe ich mich an der FernUniversität in Hagen für den rechtswissenschaftlichen Bachelor eingeschrieben und wieder angefangen zu studieren. Jura hat mir so gut gefallen, dass ich an den Bachelor gleich noch den Master anschließe. Damit beschäftige ich mich derzeit.

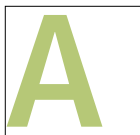


Thilo Rörtgen (Jahrgang 1970) ist Parlamentsstenograph. Nebenbei studiert er Jura. Das Fach, sagt er, habe ihn schon immer fasziniert

Manchmal ist es natürlich stressig, neben meiner Arbeit als Parlamentsstenograph noch ein Fernstudium zu machen. Meine Strategie ist es, dass ich über das Jahr irgendwie die Einsendeaufgaben bestehe – mich richtig in den Stoff reinzuknien, das schaffe ich aber erst zwei Monate vor den Prüfungen. Der nächste große Schritt ist jetzt die Masterarbeit, mit der ich in diesen Tagen anfangen. In den juristischen Bereich will ich danach aber nicht wechseln; dafür macht mir meine Arbeit zu viel Spaß. Aber eine Leitungsposition im Parlament übernehmen, das würde ich nach dem Studium wirklich gern.

Die andere Geschichte

Der Public History-Studiengang ist schon kurz nach seinem Start zum beliebtesten historischen Masterangebot an der Freien Universität Berlin geworden. Die Bewerber kommen aus ganz Deutschland – und lernen nicht nur die Arbeit in Archiven, sondern zusätzlich die Vermittlung der Vergangenheit. So zeigen die Berliner, wie auch ein traditionsreiches Studienfach von Innovationen profitieren kann



Auch so kann das Geschichtsstudium aussehen: Die Studierenden sollen einen Audio-Spaziergang über den Berliner Kurfürstendamm erstellen. Es geht um das Pogrom an Juden im Jahr 1931, also noch vor der Machtergreifung der Nazis. Was ist damals eigentlich passiert, wie waren die Reaktionen auf diesen ersten Ausbruch der Gewalt? Die Studierenden suchen in historischen Zeitungen nach Meldungen und Kommentaren, sie analysieren Gerichtsdokumente aus dem Archiv, sie sprechen mit den letzten noch lebenden Zeitzeugen. Aus den Ergebnissen erstellen sie zusammen mit einem Theaterdramaturgen eine Art Audio-Guide, der unmittelbar am Schauplatz in die Vergangenheit führt.

Im Studiengang Public History an der Freien Universität Berlin gehören solche Aufgaben zum Curriculum. „Wir haben ihn bewusst als anwendungsorientierten Studiengang gestaltet“, sagt Studiengangleiter Professor Dr. Paul Nolte. „Das Stichwort der Anwendung bezieht sich im Fach Geschichte vor allem auf Museen, Gedenkstätten und andere historische Lernorte. In den vergangenen Jahren ist deren gesellschaftliche Bedeutung stark gewachsen“, erläutert er. Neben den fachwissenschaftlichen Inhalten behandelt das Programm deshalb vor allem die Darstellung und Vermittlung von Geschichte. Der Schwerpunkt des Studiengangs liegt auf dem 20. Jahrhundert; im Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF) hat die FU einen renommierten Kooperationspartner gewonnen.

„Wie sehr ein solcher Studiengang den Absolventen helfen kann, habe ich selbst gemerkt“, sagt Dr. Irmgard Zündorf, Mitkoordinatorin des Studiengangs am

ZZF. Nach ihrem eigenen Studium hat sie beim Haus der Geschichte in Bonn eine Stelle angetreten, und schon die erste Aufgabe stellte sie vor Fragen, mit denen sie sich noch nie beschäftigt hatte: „Ich sollte drei Bilder auswählen, die für die Gründung der Bundesrepublik aussagekräftig sind“, erinnert sie sich. Aber was heißt schon aussagekräftig? „Mir kam sofort ein Portrait von Konrad Adenauer in den Sinn, aber das war der falsche Ansatz: Ich sollte das Thema ja nicht illustrieren, sondern es wurden Bilder gebraucht, die aus sich selbst sprechen und einen Hintergrund vermitteln.“ In ihrem Studium, stellte Zündorf da fest, war sie bestens auf den Umgang mit Archiven und historischen Quellen vorbereitet – aber um Fotos, Filme oder gar Zeitzeugenberichte war es dabei nie gegangen. Die Absolventen des Studiengangs Public History haben solche Schwierigkeiten nicht mehr: Sie werden auf die Arbeit mit diesen verschiedenen Quellentypen und ihre Anwendung in der Geschichtsvermittlung ausgiebig vorbereitet.

Im deutschen Sprachraum waren die Berliner Pioniere, als sie 2008 ihr Public History-Programm gestartet haben. Im angelsächsischen Bereich hingegen ist die Anwendungsorientierung auch bei den Historikern inzwischen längst etabliert. Dort hat Paul Nolte diese Studienrichtung auch kennengelernt, als er an den Universitäten Harvard und Chapel Hill geforscht hat. „So etwas Ähnliches konnte ich mir in Deutschland gut vorstellen. Den endgültigen Anstoß haben wir in einem Gespräch mit den Kollegen vom ZZF in Potsdam, allen voran Martin Sabrow, bekommen. Mit ihnen gemeinsam haben wir das Konzept für einen gemeinsamen

Für das Studium bewerben sich junge Historiker aus ganz Deutschland – 130 Interessenten gibt es pro Jahr für 20 Plätze



Von wegen staubige Archive:
Die Public History-Studierenden wollen Geschichte aufarbeiten – wie etwa mit einem Audio-Guide über das erste Judenpogrom auf dem Berliner Kurfürstendamm im Jahr 1931

Motiv: © Projektgruppe "Geschichte darstellen"

Studiengang ausgearbeitet", so Nolte. Vor dem Start der Planung hat er mit seinen Lehrstuhlmitarbeitern einen Workshop organisiert, zu dem Public History-Experten aus mehreren Ländern zusammenkamen. Aus deren gesammelten Erfahrungen ist dann das Berliner Curriculum entstanden.

Bei den Studierenden hat das Team um Professor Nolte offene Türen eingearbeitet. Die Bewerberzahlen waren vom ersten Jahrgang an wesentlich höher als die Zahl der Studienplätze; inzwischen gehen jedes Jahr etwa 130 Anmeldungen für die 20 Plätze ein. „Drei Viertel davon sind bundesweite Bewerbungen“, sagt Christine Gundermann, die Studiengangskoordinatorin – und die meisten Kandidaten seien hoch motiviert. „Ich merke das an den Fragen, wie intensiv sie sich mit unserem Angebot beschäftigen haben. Die bewerben sich ganz gezielt auf dieses Programm!“

Unter den historischen Masterstudiengängen an der FU Berlin ist Public History längst das gefragteste Modell: Der fachwissenschaftliche Master etwa bietet dreimal mehr Plätze an, hat aber weniger Bewerber. Professor Nolte erklärt sich das mit einer Entwicklung, die schleichend schon vor zwei Jahrzehnten angefangen

habe: Immer mehr Historiker arbeiteten in Museen, Medien oder Politik – nur das Studienangebot habe darauf über Jahre hinweg schlicht nicht reagiert, sondern die Illusion genährt, jenseits des schulischen Lehramts vor allem Professoren zu rekrutieren.

Ihren Public History-Studiengang haben die Berliner weitgehend autonom angelegt. So stellen sich die Studierenden auch in den fachwissenschaftlichen Modulen ihr Studium nicht aus dem Lehrangebot anderer historischer Masterstudiengänge zusammen, sondern besuchen Seminare, die gezielt für sie angeboten werden. Viele Forscher vom ZZf, die sich mit der jüngsten Geschichte auseinandersetzen, sind in die Lehre eingebunden. Kennzeichnend für den Studiengang ist darüber hinaus die kleine Arbeitsgruppe: Dass die 20 Studierenden eines Jahrgangs fast alle Seminare gemeinsam haben, wirke sich unmittelbar aus. „Die reden sich mit Namen an und gehen ganz anders aufeinander ein“, sagt Paul Nolte. Ein „begeisterndes Erlebnis“ sei das für ihn als Lehrenden: „Da entsteht eine ganz andere Studieratmosphäre!“

Die Kritik am Studiengang, die anfangs manchmal zu hören war, ist nach

den ersten guten Erfahrungen inzwischen weitgehend verstummt. Von einem „Schmalspurstudium, bei dem Powerpoint-Meister herangebildet werden“, hatte eine Zeitung zum Start der Public History höhnisch geschrieben. Solche Kommentare werden jetzt immer seltener, weil sich der Studiengang bewährt hat. Und auf die Frage von skeptischen Kollegen, ob denn die Absolventen auch richtige Historiker seien, hat Professor Nolte längst eine Antwort parat: „Das sind Historiker“, sagt er dann, „die einfach anders an den Forschungsgegenstand herangehen.“

Steckbrief:

- ◊ **Zahl der Kreditpunkte:** 120
- ◊ **Regelstudiodauer:** 4 Semester
- ◊ **Abschluss:** Master of Arts
- ◊ **Charakteristik:** konsekutiv, Präsenzstudium

Die Versicherungs-Theoretiker

Der Studiengang soll ein klares wissenschaftliches Profil haben – darüber waren sich die Münchner Ludwig-Maximilians-Universität und die Versicherungskonzerne von vornherein einig, als sie gemeinsam den „Executive Master of Insurance“ konzipiert haben. Entstanden ist ein berufsbegleitender Studiengang, in dem die Theorie im Mittelpunkt steht



Foto: © Istockphoto.com | Ivelin Radkov

Mathematik plus Jura plus Betriebswirtschaft:
Der Münchner Studiengang dreht sich um die
Feinheiten des Versicherungswesens

D

er Ort ist perfekt gewählt: Bad Kohlgrub liegt eine gute Autostunde vor den Toren Münchens. Wer hierher fährt, passiert die malerische Kulisse des Staffelsees; im Hintergrund erheben sich die ersten Bergketten der Alpen. An diesen Ort ziehen sich die Studierenden des „Executive Master of Insurance“ (EMI) regelmäßig zurück. „Das ist genau der richtige Ort dafür“, sagt Professor Dr. Andreas Richter: „Weit genug weg vom Alltag und doch schnell zu erreichen für unsere Teilnehmer!“

Die Distanz zum Alltag gehört zu den wichtigen Elementen des Studiengangs. Für

die Münchner Ludwig-Maximilians-Universität ist er eines der Aushängeschilder im Bereich der berufsbegleitenden Masterprogramme. „Wir richten uns an Young Professionals aus der Versicherungsbranche und bieten ihnen eine maßgeschneiderte Vorbereitung auf verantwortungsvolle Funktionen“, sagt Andreas Richter. Die Seminare finden teilweise in der Münchner Universität statt, aber ganz bewusst auch in abgelegenen Kongresshotels wie eben in Bad Kohlgrub: Wer sich für das Programm einschreibt, soll den Blick lösen von München, dem größten Versicherungsstandort

in Deutschland, der auch weltweit zu den wichtigsten Plätzen der Branche zählt.

Die renommierte Münchner Fakultät für Betriebswirtschaft verfolgt dabei ihr Konzept weiter, das sie schon vor der Einführung von Bachelor und Master entwickelt hat: Innerhalb des Faches bietet sie mehrere Spezialisierungsrichtungen an, unter denen die Studierenden auswählen können – ein Ansatz, den sie mit dem Executive Master of Insurance auch in den Bereich des lebenslangen Lernens überträgt.

„Die Versicherungswirtschaft hat früh die Auswirkungen der Hochschulreformen erkannt“, sagt Professor Andreas Richter. Der Betriebswirt hat die Gesamtleitung des Studiengangs übernommen, den die Ludwig-Maximilians-Universität gemeinsam mit dem Berufsbildungswerk der Versicherungswirtschaft und einem knappen Dutzend der größten Unternehmen in der Branche auf die Beine gestellt hat. Die Zielrichtung ist klar: Absolventen unterschiedlicher Fachrichtungen von der Betriebswirtschaft über die Mathematik bis hin zu Jura sollen sich in die Feinheiten des Versicherungswesens einarbeiten.

Kennzeichnend für den Münchner Studiengang ist die enge Zusammenarbeit mit der Wirtschaft: Mit finanzieller Starthilfe haben die Versicherungskonzerne die Entwicklung des Curriculums unterstützt; in jedem Semester ergänzen Experten aus der Praxis mit eigenen Seminaren die Perspektive der Professoren. „Uns allen ist es aber wichtig, dass wir einen inhaltlich getriebenen, wissenschaftlichen Studiengang anbieten“, sagt Andreas Richter. Ausdrücklich sei das Angebot keine ausgelagerte Weiterbildung für die beteiligten Unternehmen: „Wir haben ein waschechtes Produkt unserer Fakultät entwickelt, an dem ein sehr großer Teil der Professorenkollegen beteiligt ist.“ Die Bedeutung von Schlüsselqualifikationen falle im Lehrplan geringer aus als bei vielen MBA-Studiengängen:

„In der Arbeitsgruppe haben wir durchaus intensiv diskutiert, aber das ging ganz sicher nicht zu Lasten der akademischen Qualität“, sagt Andreas Richter: „Natürlich mussten wir uns als Hochschule in diesen Diskussionen das letzte Wort vorbehalten, allerdings ist es in keinem Fall auch nur annähernd zu Kontroversen gekommen.“

Das Studium ist bewusst für eine kleine Gruppe ausgelegt. Zwischen 14 und 18 Teilnehmer gibt es pro Jahrgang, während der Finanzkrise waren es auch schon einmal nur neun. Einige der Studierenden sind mit Ende 20 erst wenige Jahre im Beruf, andere haben mit Ende 40 schon die ersten Karriereschritte genommen. Weil sämtliche Seminare auf die konkreten Bedürfnisse in der Versicherungswirtschaft zugeschnitten sind, können alle Teilnehmer gleichermaßen davon profitieren, unabhängig von der Fachrichtung ihres ersten Hochschulabschlusses. Wirtschaftsabsolventen lernen in den Kursen über allgemeine Betriebs- und Volkswirtschaftslehre versicherungsspezifische Inhalte, Juristen erfahren Details über Recht und Regulierung der Versicherungsmärkte und Mathematiker können neue Aspekte an den quantitativen Methoden kennenlernen. „Wer bestimmtes Vorwissen hat, den können wir natürlich von manchen Prüfungen freistellen“, sagt Professor Andreas Richter, „aber die Praxis hat gezeigt, dass die Teilnehmer trotzdem in alle Seminare gehen.“

Die strikt wissenschaftliche Orientierung hat auch zur Folge, dass die gestandenen Versicherungsprofis an manchen Seminarwochenenden gleich mehrere Prüfungen ablegen. So etwas gibt es nur bei den wenigsten **Executive-Studiengängen**, „aber hier gelten nun einmal die

Weiterbildende Studienprogramme, die sich an Führungskräfte in der Wirtschaft richten und auf ihre speziellen Bedürfnisse ausgerichtet sind.

gleichen Anforderungen wie bei anderen Studiengängen an unserer Fakultät auch.“ Die Beteiligung der Versicherungsunternehmen hat nicht zuletzt praktische Gründe: Viele tragen für ihre Mitarbeiter die Kosten von immerhin 25.000 Euro, die während des Studiums entstehen, und stellen sie für die intensivsten Seminarphasen von der regulären Arbeit frei.

Auf vier Semester erstreckt sich der Studiengang. In dieser Zeit müssen die Teilnehmer um die 500 Präsenz-Unterrichtseinheiten absolvieren. Über die beiden Jahre hinweg verteilen sie sich auf vier bis fünf komplette Seminarwochen und ein rundes Dutzend Wochenendblöcke. Bei diesem dicht gedrängten Programm kann der Abstand von München bisweilen helfen – zum Beispiel bei den Seminaren in Bad Kohlgrub.

Steckbrief:

- ◊ **Zahl der Kreditpunkte:** 90
- ◊ **Regelstudiedauer:** 4 Semester
- ◊ **Abschluss:** Executive Master of Insurance
- ◊ **Charakteristik:** berufsbegleitend, weiterbildend, Präsenzstudium

Führung für die Schule

Die Universität Kaiserslautern bildet in einem spezialisierten Masterstudiengang künftige Schulleiter aus. Um Management-Kompetenzen und juristische Hintergründe geht es darin. Im Mittelpunkt steht die Fähigkeit, den Wandel im Bildungsbereich mitzugestalten

„Die Teilnehmer kommen aus der Praxis und wünschen sich deshalb vor allem wissenschaftliche Anregungen. Praxis haben sie schon in ihrem Alltag zu genüge!“

D

ie Diagnose ist eindeutig: Fast alle Bundesländer befürchten für die kommenden Jahre einschneidende Probleme, frei werdende Schulleiterstellen zu besetzen. „Wir bewegen uns also in einem Bereich mit Zukunft“, sagt Professor Dr. Rolf Arnold von der Universität Kaiserslautern. Schulmanagement heißt der Studiengang, mit dem er bundesweit Pionierarbeit geleistet hat: Seit dem Jahr 2000 schon bereitet er Pädagogen auf die Führung von Bildungseinrichtungen vor, seit 2004 ist Schulmanagement als postgradualer Masterstudiengang akkreditiert.

„Uns geht es darum, eine moderne Sicht auf die Schulentwicklung zu vermitteln“, sagt Rolf Arnold, „wohlgemerkt nicht auf die Schulverwaltung.“ Hintergrund ist der beständige Wandel, der gerade im Schulwesen in vollem Gange ist: Die einzelnen Einrichtungen bekommen immer größere Freiheiten, sowohl organisatorisch als auch pädagogisch-konzeptionell. Von den Schulleitern erfordert das Kompetenzen, die weit über die Inhalte der klassischen Lehrerbildung hinausgehen. Der Studiengang in Kaiserslautern, der als berufsbegleitendes Fernstudium konzipiert ist, soll darauf vorbereiten. Dass die Universität mit ihrem Angebot einen Nerv getroffen hat, zeigen die Bewerberzahlen: Bis zu 180 neue Einschreibungen pro Jahr verzeichnet sie – manche der Teilnehmer streben einen Posten in einer Schulleitung an, häufig belegen aber auch amtierende Schulleiter den Masterstudiengang, um sich weiterzuqualifizieren.

Inhaltlich decken die Module des Kaiserslauterner Fernstudiengangs das gesamte Spektrum der Schulleiter-Aufgaben ab: Vom Lernkulturwandel reicht es über Organisationsentwicklung und Schulrecht

bis hin zur Messung der Unterrichtsqualität und zu Trends in der Schulpolitik. „Im Kern geht es darum, unsere Absolventen in die Lage zu versetzen, den Lernkulturwandel zu gestalten“, sagt Rolf Arnold und nennt einige Beispiele: „Welche Angebote muss eine Führungskraft machen, damit der angestrebte Wandel an der Schule gelingt? Wie führt man sinnvolle Mitarbeitergespräche, wie lässt sich ein Team leiten? Es geht aber auch um die Einbindung von Eltern, Schulaufsicht und örtlichen Behörden.“ Gezielt stellen die Lehrenden dabei die Theorie und die Forschung in den Mittelpunkt: „Die Teilnehmer kommen aus der Praxis und wünschen sich deshalb vor allem wissenschaftliche Anregungen, die sie anschließend selbst umsetzen können“, sagt Arnold: „Praxis haben sie schon in ihrem Alltag zu genüge!“

Auf diese speziellen Anforderungen in der weiterbildenden Lehre haben sich die Kaiserslauterner gut eingestellt – „natürlich haben gestandene Absolventen andere Bedürfnisse als die Teilnehmer an grundständigen Studiengängen.“ Dazu zählt auch das Voneinander-Lernen: Alle haben schließlich Erfahrungen an ihren Schulen gesammelt, von denen die Kommilitonen profitieren können. Über die Jahre hinweg ist das didaktische Konzept des Studiengangs immer wieder verändert worden, wobei der Vernetzung der Studierenden untereinander eine wachsende Bedeutung zukommt. Viele Teilnehmer des Fernstudiengangs gründen dazu Regionalgruppen, in denen sie sich regelmäßig zum Erfahrungsaustausch treffen. Weit über den Austausch zu den Studienmaterialien hinaus dienen sie oft auch nach Abschluss des Studiums als Plattform für regelmäßige Treffen und Diskussionen. „Viele Teilnehmer kommen nicht vorrangig



Den Überblick behalten: „Bei uns studieren engagierte Lehrer, die um eine neue Perspektive auf Schule ringen“

zu uns, um sich neue Karriereoptionen zu eröffnen“, bilanziert Rolf Arnold: „Es sind engagierte Lehrer, die um eine neue Perspektive auf Schule ringen und in ihrem Alltag etwas verbessern wollen.“

Von seiner Zielrichtung her ist der Studiengang mit den Angeboten vieler Lehrerbildungseinrichtungen vergleichbar, wie es sie in jedem Bundesland gibt: Dort stehen nicht nur klassische Fortbildungen auf dem Programm, sondern oft auch spezielle Kurse für angehende Schulleiter. Die allerdings gehen weniger in die Tiefe, allein schon aus zeitlichen Gründen: Vier Semester beträgt in Kaiserslautern die Regelstudienzeit, der wöchentliche Arbeitsaufwand liegt bei etwa 15 Stunden. „Im deutschsprachigen Raum bieten wir damit das breiteste Schulentwicklungsprogramm an“, sagt Professor Arnold, der den Studiengang gemeinsam mit seinem Dortmunder Kollegen Professor Dr. Hans-Günter Rolff wissenschaftlich leitet.

Trotz der föderalen Struktur im Schulwesen schreiben sich Interessenten aus ganz Deutschland in Kaiserslautern ein. Bisweilen schicken Bundesländer einige Aspiranten auf ein Schulleiteramt gezielt nach Kaiserslautern und übernehmen sogar die Gebühren, die pro Semester bei knapp über 700 Euro liegen. Aus Mecklenburg-

Vorpommern beispielsweise war unlängst eine ganze Gruppe dabei.

Für die Lehre baut die Universität Kaiserslautern auf die Mitwirkung von Dozenten unterschiedlicher Universitäten. „Unser Erfolgsmodell ist die Vernetzung“, sagt Professor Arnold. Aus der eigenen Universität, schätzt er, stammen nur etwa fünf Prozent des Know-Hows, das vermittelt wird. Der ganze Rest gehe auf Professoren anderer Hochschulen zurück, die sich etwa auf Management, Kostenrechnung oder Schulrecht spezialisiert haben. „Wichtig ist, dass die akademische Leitung bei jemandem liegt, der im Fach verankert ist. Aber darüber hinaus ist es sinnvoll, auf ein breites Netzwerk von Kollegen zurückzugreifen. Das ist ja letztlich genau das, wie Universität funktionieren soll: als Verbindung zwischen dem unterschiedlichen Fachwissen“, so Rolf Arnold.

Steckbrief:

- **Zahl der Kreditpunkte:** 60
- **Regelstudiendauer:** 4 Semester
- **Abschluss:** Master of Arts
- **Charakteristik:** berufsbegleitend, weiterbildend, Blended Learning mit hohen Fernstudien-Anteilen

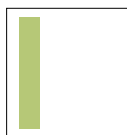
Zwei Perspektiven auf die Kunst

In einer viel beachteten Kooperation der Universität Heidelberg mit der Pariser École du Louvre werden zwei Schulen der Kunstgeschichte vereint. Die Studierenden können dabei auf eine hervorragende Ausstattung der Forschungseinrichtungen und Museen zurückgreifen – so steht ihnen etwa der ganze Louvre offen



Foto: © Eichberger

Arbeiten vor Originalen: Kunstgeschichts-Studierende bei ihrer Exkursion zum Altar im österreichischen Stift Klosterneuburg



In Straßburger Museen führte sie die Reise und nach Colmar, sie fuhren den Oberrhein entlang und bestaunten die riesige Kuppelkirche von St. Blasien im Schwarzwald. „Arbeiten vor Originalen“ nennen die Kunsthistoriker solche Exkursionen, und dass der Heidelberger Professor Dr. Michael Hesse dabei oft das deutsch-französische Grenzland ansteuert, ist nicht verwunderlich: Seine Studierenden kommen aus dem binationalen Masterprogramm für Kunstgeschichte und Museologie, das die Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg gemeinsam mit der

renommierten École du Louvre in Paris anbietet.

Unter den kunstgeschichtlichen Studiengängen ist dieses internationale Programm besonders prestigeträchtig. Das zeigt allein schon die Nachfrage: Jeweils etwa 30 Interessenten gibt es pro Jahrgang, ausgewählt werden in Deutschland und Frankreich je sieben oder acht Bewerber. Dabei sind die Zugangshürden von vornherein vergleichsweise hoch: Neben einem abgeschlossenen Studium der Kunstgeschichte zählt die sichere Beherrschung beider Sprachen zu den ent-

scheidenden Kriterien. Bewerben können sich die Interessenten entweder in Paris oder in Heidelberg, dort werden sie dann zum Auswahlgespräch vor eine hochkarätige Jury geladen. „Die Kandidaten haben einen weiten Horizont, das merken wir immer wieder“, sagt Studiengangsleiter Michael Hesse. Viele von ihnen haben einen internationalen Hintergrund: „Von den baltischen Staaten bis zum Libanon sind Studierende vieler Nationalitäten vertreten.“ Das von der Deutsch-Französischen Hochschule geförderte Programm ist der weltweit erste integrierte internationale Masterstudiengang im Fachbereich Kunstgeschichte.

Die Studierenden aus allen Ländern verbringen das erste Jahr in Paris und kommen dann ab dem dritten Semester nach Heidelberg. Inhaltlich schlagen sie in dieser Zeit eine Brücke zwischen den unterschiedlichen Ausrichtungen beider beteiligter Institutionen. Während in Frankreich umfassende Objektkennntnisse, Denkmalpflege und Museologie im Mittelpunkt stehen und eher praxisnah vermittelt werden, dreht sich die Lehre in Deutschland um die theoretische Unterfütterung und die analytisch-kritische Fähigkeit. Auch können die Studierenden ihre Kenntnisse hier je nach gewähltem Fokus punktuell vertiefen. Dabei sind es vor allem die internationale Zusammensetzung der Gruppe und die gemeinsamen Diskussionen, die für die Studierenden lehrreich sind. Und natürlich die vorzügliche Ausstattung an beiden Orten: Die französische Hochschule befindet sich im Louvre, zu dem die Studierenden täglich Zugang haben. Und die Ruprecht-Karls-Universität verfügt im Bereich Kunstgeschichte über eine deutschlandweit einzigartige Bibliothek.

In der Semesterzeit nehmen die Studierenden überwiegend an den Vorlesungen und Seminaren des jeweiligen Instituts teil; nur wenige Veranstaltungen werden explizit für den Studiengang angeboten. „Wir empfehlen jeweils die Veranstaltungen, die besonders gut zu unserem Programm passen“, sagt Professor Michael Hesse. Statt einer in sich geschlossenen Abfolge von speziellen Seminaren sei es die besondere Kombination der bestehenden Angebote, die den Studiengang ausmache. Und natürlich die Exkursionen, die für die kleine internationale Gruppe veranstaltet werden: Mit Professoren aus Deutschland und Frankreich erkunden die Studieren-

den in einer knappen Woche eine ganze Reihe von Kunstwerken und Denkmälern. Eine dieser Exkursionen war jene an den Oberrhein: In Straßburger und Basler Museen nahmen sie die Ausstellungskonzeption ins Auge, sie diskutierten mit Direktoren und Kuratoren der Einrichtungen und standen schließlich staunend vor der klassizistischen Kuppelkirche von St. Blasien. „Solche Exkursionen sind in der Kunstgeschichte eigenständige Veranstaltungen im gleichen Rang wie Vorlesungen und Seminare“, sagt Michael Hesse. Dass sie in seinem internationalen Studiengang auf die wenigen Studierenden und die bis dahin gelernten Inhalte maßgeschneidert sind, gehört zu den Erfolgsfaktoren des Programms – genauso wie die Begleitung durch Lehrende aus beiden Ländern, die jeweils ihre eigenen Akzente setzen.

Organisatorisch ist der Studiengang zwischen Paris und Heidelberg verteilt. So unterliegen die Prüfungen in den ersten beiden Semestern der Prüfungsordnung der École du Louvre, das dritte Semester sowie die Masterarbeit fallen unter die Bestimmungen der Heidelberger Universität. An beiden Hochschulen gibt es jeweils einen Tutor, die zentrale Organisation und Koordination wird von Heidelberg aus erledigt. Das Programm schließt mit dem Master ab, hinzu kommt separat eine Diplomierung durch die École du Louvre.

Auf dem Arbeitsmarkt kommen die Absolventen nach allen bisherigen Erfahrungen problemlos unter. Die französischen Studierenden nehmen häufig am Concours für die begehrten Stellen in staatlichen Institutionen teil, die Deutschen können oft an ihre Praktika etwa im Bereich der Kultur- und Denkmalpflege anknüpfen. „Der große Vorteil aber ist eigentlich“, sagt Professor Hesse, „dass für die meisten wegen der internationalen Ausrichtung die Ländergrenzen kaum mehr eine Rolle spielen. Sie finden überall ihren Weg.“

Steckbrief:

- **Zahl der Kreditpunkte:** 120
- **Regelstudiendauer:** 4 Semester
- **Abschluss:** Diplôme de muséologie, Diplôme de second cycle und Master of Arts
- **Unterrichtssprachen:** deutsch und französisch
- **Charakteristik:** konsekutiv, Präsenzstudium, Multiple Degree



Prachtvolle Orte zum Studieren: Der Louvre (oben) steht den Teilnehmern des Kunstgeschichtsprogramms das ganze Jahr über offen, zur Kuppelkirche von St. Blasien (unten) führt eine Studienfahrt

Deutsche Hochschulen auf dem Weg zum individualisierten Angebot

Innovative Masterstudiengänge bringen eine wertvolle Vielfalt in die deutschen Hochschulen. Bereichernd ist nicht nur der neue Typus von Studierenden, den sie anziehen – sondern auch die veränderte Perspektive auf traditionsreiche Disziplinen und Inhalte. Von Dr. Peter A. Zervakis

D

as falsche Vorurteil hält sich immer noch: Ein Masterstudiengang, so besagt es, sei nichts anderes als das, was nach dem Bachelor-Abschluss noch bis zum früheren Diplom oder Magister fehle. Wie weit diese Vorstellung an der Realität vorbeigeht, wird bei der Lektüre dieses Magazins deutlich. An deutschen Hochschulen ist eine Vielfalt an unterschiedlichsten Masterstudiengängen entstanden, die eine echte Bereicherung für die Studienlandschaft sind. Von diesem reichhaltigen Angebot, auch das wird klar, profitieren die Studierenden – sie bestimmen mehr als jemals zuvor, worauf sie sich spezialisieren möchten, zu welchem Zeitpunkt in ihrem Leben sie studieren und welche Hochschule die richtige für sie ist.

In dieser konsequenten Angebotsorientierung liegt die größte Stärke der Masterstudiengänge. Sie sind eine Antwort auf die Veränderungen in der Gesellschaft: Es sind eben nicht mehr die 20-Jährigen aus Akademikerfamilien, die unsere Hochschulen prägen. Viele sind die ersten in ihrer Familie, die studieren. Andere gehen nach der Schule zunächst in den Beruf und merken später, dass sie eigentlich noch mehr erreichen wollen. Wieder andere haben als Absolventen den Einstieg ins Berufsleben geschafft und möchten sich dann für anspruchsvollere Aufgaben qualifizieren.

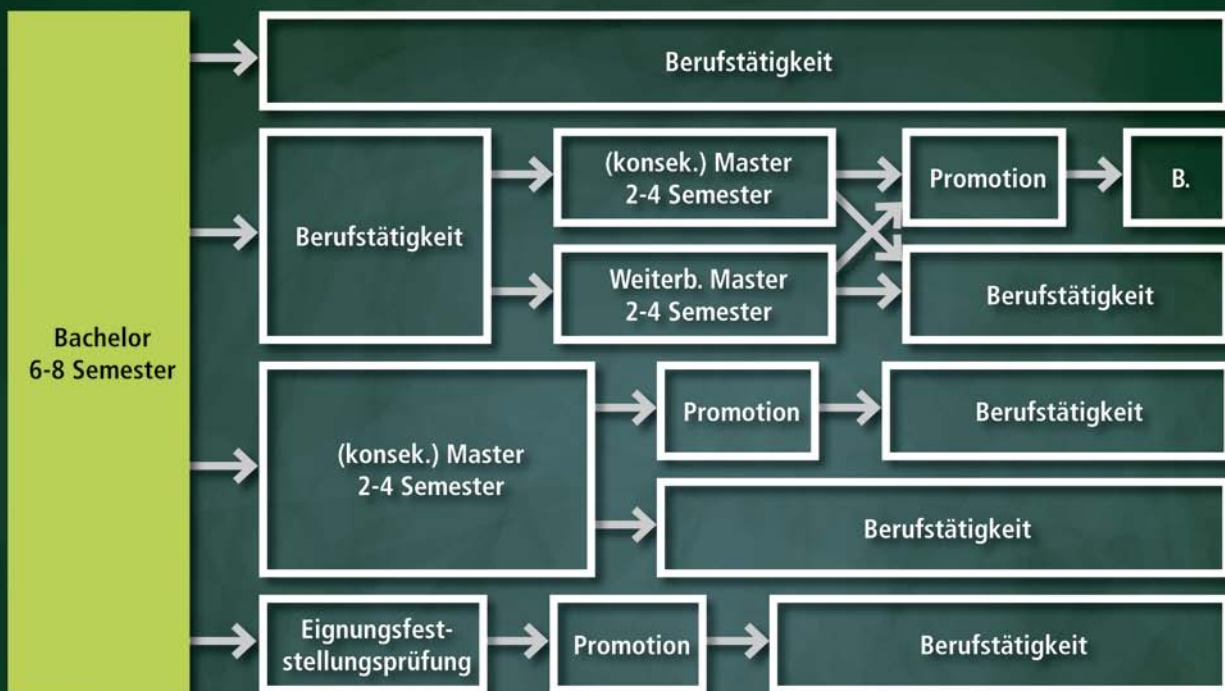
In der Politik lautet der Sammelbegriff für dieses Phänomen „individualisierte Bildungsbiographien“. Wer aber hinter diesem technokratischen Begriff schaut, sieht – bildungshungrige Menschen. Ihnen gerecht zu werden und ihnen den Zugang zum Studium zu ermöglichen, das zählt zu den wichtigsten gesellschaftlichen Auf-

gaben, die unsere Hochschulen meistern müssen. Und: Es sind Aufgaben, an denen auch die Hochschulen selbst wachsen können.

Welche Dynamik entstehen kann, wenn Wissenschaftler den Blick von ihrem eigenen Fach lösen und in angrenzende Bereiche schauen, ist offenkundig. Warum also nicht Forstwissenschaft mit Informationstechnologie zusammenführen (Seite 58)? Warum nicht die Wirtschaftswissenschaften mit Area Studies kombinieren (Seite 46) oder als Kunsthistoriker die wissenschaftliche Tradition eines anderen Landes aufnehmen (Seite 80)? Gleich mehrere Beispiele zeigen, dass sich auch der Mut auszahlen kann, fachwissenschaftliche Schranken ganz aufzuheben: In den Studiengang Global Change Ecology werden Psychologen genauso aufgenommen wie Naturwissenschaftler und Soziologen (Seite 54), und der Master in Humanitarian Action steht Medizinern ebenso offen wie Kommunikationswissenschaftlern (Seite 50).

Solche sonst nur in der Forschung üblichen Kooperationen über Ländergrenzen hinweg, solche fächerverbindenden Ansätze zur Lösung der drängenden Probleme unserer Zeit sind die großen Stärken des Bachelor- und Mastersystems – und einer der wichtigsten Gründe dafür, dass die neuen Studiengänge eben tatsächlich weitaus mehr sind als ein umgebautes Diplom- oder Magisterprogramm.

Ein gänzlich neues Feld öffnet sich den Hochschulen im Bereich der Weiterbildung nach dem Bachelor-Studium und mit mindestens einem Jahr Berufserfahrung. Der technologische und wissenschaftliche Fortschritt ist so groß geworden, dass die



Chancen gestufter Studiengänge: Vielfältige Ausbildungs- und Berufswege schaffen

Halbwertszeit des Wissens in manchen Disziplinen und Branchen immer kürzer wird. Die Auswirkung bekommen die Hochschulen unmittelbar zu spüren: In den vergangenen Jahren hat das Interesse an weiterbildenden Masterstudiengängen signifikant zugenommen. Wachsende Anforderungen an die Qualifikation von Erwerbstätigen befördern die Nachfrage nach Weiterbildung auf Hochschulniveau.

Wie groß das Potenzial ist, das hinter dieser Entwicklung zu Tage tritt, zeigt ein Blick ins Ausland. In den anglo-amerikanischen Ländern ist wissenschaftliche Weiterbildung schon lange gang und gäbe. Aber auch wer in der Nähe nach Beispielen sucht, wird fündig: Die Schweiz hat in den vergangenen Jahren ein verzweigtes System an wissenschaftlichen Weiterbildungsangeboten geschaffen, das bei Studierenden und Arbeitgebern großen Anklang findet. Alle Hochschulen des Landes halten eigene Studiengänge für die neue Klientel bereit – der Anteil der Studierenden in weiterbildenden Studiengängen nimmt dort, gemessen an der Gesamtzahl der Eingeschriebenen, kontinuierlich zu.

In Deutschland geht der Trend in die gleiche Richtung. Der Blick in die Statistik zeigt, wie wichtig diese früher als

„atypisch“ charakterisierten Bildungswege schon heute geworden sind: Der Hochschulkompass der Hochschulrektorenkonferenz verzeichnet für das Sommersemester 2012 mehr als 6.400 Masterstudiengänge. Rund 12 Prozent von ihnen sind weiterbildende Angebote.

Die Nachfrage nach solcher professioneller Weiterbildung an den Hochschulen ist offenkundig. Arbeitgeber wollen sie für ihre hochqualifizierten Mitarbeiter, und die Erfahrung an den besonders weit fortgeschrittenen Hochschulen zeigt, dass es in den meisten Fällen die Mitarbeiter selbst sind – häufig Akademiker –, die sich weiterqualifizieren möchten, die nach neuen Anregungen, nach neuem Wissen und neuen Horizonten suchen.

Diese neue Gruppe von beruflich erfahrenen Studierenden einzubinden, ist eine zentrale Aufgabe für die Hochschulen. Und zugleich eine ungeahnte Chance der gestuften Studiengänge, vielfältige Ausbildungs- und Berufswege zu schaffen, um mehr Absolventen für die internationale Arbeitswelt lebensbegleitend wissenschaftlich zu qualifizieren.

• Dr. Peter A. Zervakis leitet das Projekt *nexus der HRK*

Die wichtigsten Begriffe auf einen Blick

▫ Aufbaustudiengang

Weiterbildender Masterstudiengang, der nicht konsekutiv ist. Häufig Programme für berufserfahrene Studierende, die nach einigen Jahren in der Arbeitswelt noch einmal an die Hochschule zurückkehren.

▫ Blended Learning

Kombiniert die Vorteile der persönlichen Kommunikation aus Präsenzveranstaltungen an der Hochschule mit dem effektiven und flexiblen E-Lernen. Wird auch als integriertes oder hybrides Lernen bezeichnet.

▫ Doktorandenkolleg

Studien- und Forschungsprogramm, das die Beteiligten zur Promotion führt. Anders als bei den üblichen Doktorarbeiten forschen hier mehrere Studierende in einem strukturierten Rahmen an einer gemeinsamen Aufgabe. Wird auch als Graduiertenkolleg bezeichnet.

▫ Double Degree / Dual Degree

Bei einem gemeinsamen Studiengang verleihen zwei beteiligte Hochschulen den Absolventen jeweils einen Abschluss nach ihrem eigenen Landesrecht – im Unterschied zu einem ↑ Joint Degree.

▫ Duales Studium

Kombiniert die praktische Ausbildung in einem Unternehmen mit der theoretischen Fundierung an einer Hochschule. Die Studierenden durchlaufen beide Teile parallel und schließen den Ausbildungsteil in der Regel mit der Gesellenprüfung vor der IHK und das Studium mit dem Bachelor ab.

▫ E-Learning

Lernen sowie Kommunikation und Interaktion mit Hilfe von elektronischen und digitalen Medien. Dazu gehören unter anderem online verfügbare

Lernmaterialien, Videomitschnitte von Vorlesungen und der digitale Kontakt zwischen Studierenden und Dozenten.

▫ Erasmus-Mundus-Programm

Gemeinsame Studiengänge, die von mehreren europäischen Universitäten angeboten und von der Europäischen Union gefördert werden. Zielgruppe sind neben europäischen Studierenden auch Teilnehmer aus aller Welt.

▫ Executive-Studiengang

Weiterbildendes Studienprogramm, das sich an Führungskräfte in der Wirtschaft richtet und auf ihre speziellen Bedürfnisse ausgerichtet ist.

▫ Fast Track

Möglichkeit, während des Masterstudiums bereits Leistungen für eine anschließende Promotion zu erbringen, die dann in kürzerer Zeit abgeschlossen werden kann.

▫ Graduiertenkolleg

→Doktorandenkolleg

▫ Joint Degree

Mehrere an einem Studiengang beteiligte Hochschulen zertifizieren den Abschluss des Studiums mit einem gemeinsamen Zeugnis.

▫ Konsekutiver Masterstudiengang

Anders als ein ↑ weiterbildender Masterstudiengang schließt er direkt an ein vorheriges Studium an, meistens an ein Bachelor-Programm, und baut sowohl inhaltlich als auch fachlich auf dieses auf. Es setzt keine Berufserfahrung voraus.

▫ Kreditpunkte

In den Bachelor- und Masterstudiengängen bekommen Studierende für erbrachte Leistungen

eine bestimmte Anzahl von Kreditpunkten, die sich nach dem Arbeitsaufwand berechnet. Das Vorgehen ist an allen europäischen Hochschulen einheitlich, so dass sich die Leistungen nach dem European Credit Transfer and Accumulation System (ECTS) vergleichen lassen.

▫ Lehrdeputat

Zahl der im Arbeitsvertrag geregelten Stunden, die ein Hochschullehrer für die Lehre aufwendet.

▫ MBA-Programm

Kurzform für einen Master of Business Administration. Ein postgraduales Management-Studium, das Absolventen anderer Fachrichtungen wirtschaftswissenschaftliche Methoden und Ansätze vermittelt.

▫ MINT

Bezeichnung für die Fachbereiche Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik

▫ Modul

In Bachelor- und Masterstudiengängen werden die Inhalte in verschiedene Teilbereiche gegliedert, die als Module bezeichnet werden. Sie bestehen jeweils aus mehreren Vorlesungen und Seminaren und werden üblicherweise mit eigenen Modul-Abschlussprüfungen beendet.

▫ Multiple Degree

Bei einem gemeinsamen Studiengang verleihen mehrere beteiligte Hochschulen den Absolventen einen oder mehrere Abschlüsse nach ihrem Landesrecht.

▫ Öffentliche Wissenschaft

Zur öffentlichen Wissenschaft gehören Veranstaltungen, bei denen Forscher sich einem breiteren Publikum präsentieren, das üblicherweise nicht mit Hochschulen und Wissenschaft in Kontakt kommt.

◉ Präsenztage

Fernstudiengänge sind üblicherweise unterteilt in Lerninhalte, die sich die Teilnehmer in Eigenregie aneignen, und gebündelte Vor-Ort-Termine an der Hochschule. Letztere werden als Präsenztage bezeichnet.

◉ Strukturfonds der Europäischen Union

Die Strukturfonds dienen als Bestandteil der EU-Regionalpolitik der Förderung der regionalen Wirtschaftsentwicklung in strukturschwachen Gegenden. Dabei wird nachgeordnet auch das Ziel der Anpassung und Modernisierung des Bildungs-, Ausbildungs- und Beschäftigungssystems verfolgt.

◉ Weiterbildender Masterstudiengang

Programm für berufserfahrene Studierende, die nach einigen Jahren in der Arbeitswelt noch einmal an die Hochschule zurückkehren.

◉ Zertifikatskurse

Inhaltlich zusammenhängende Seminare, die mit einem universitären Zertifikat abschließen und einen thematischen Aspekt abdecken. Zertifikate werden bisweilen auch für den erfolgreichen Besuch einzelner Seminare verliehen.

Erfolgsmodell Master

Offen für internationale Kooperationen und individuelle Bildungsbiographien

Projekt nexus – Konzepte und gute Praxis für Studium und Lehre

Herausgegeben von der Hochschulrektorenkonferenz

Ahrstraße 39, 53175 Bonn

Tel.: 0228/ 887-0

Telefax: 0228/ 887-110

nexus@hrk.de

www.hrk-nexus.de

Verantwortlich

Dr. Peter A. Zervakis, Leiter des Projekts nexus der HRK

Autor

Kilian Kirchgeßner

Redaktion

Florian Gröblichhoff, Barbara Kleinheidt, Monika Schröder, Jochen U. Schwarz

Recherche, Verifikation und Endredaktion

Team HRK-Projekt nexus

Visuelle Konzeption, Gestaltung, Illustration, Bildredaktion

Völker + Eicke, www.ve7.de

Bonn, September 2012, I. Auflage

ISBN 978-3-942600-11-8

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in dieser Broschüre auf die Nennung der männlichen und weiblichen Form verzichtet. Es sind selbstverständlich immer beide Geschlechter gemeint.

Nachdruck und Verwendung in elektronischen Systemen - auch auszugsweise – nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung durch die Hochschulrektorenkonferenz. Die HRK übernimmt keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der bereitgestellten Informationen der abgedruckten Texte.

Reprinting and use in electronic systems of this document or extracts from it are subject to the prior written approval of the German Rectors' Conference. The German Rectors' Conference does not guarantee the topicality, accuracy and completeness of the printed documents.





* Lebenslanges Lernen

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

